Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 33 — Marburg i. H., den 14. August — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Geistesgaben — Lutherworte — Aus der Geschichte des apostolischen Glaubensbekenntnisses (Kattenbusch) — Die Fortschritte des Protestantismus in Frankreich. 2. Die Arbeitskräfte der Evangelisation — Gedanken über die Konfirmation. 1. Einleitung. 2. Bekenntnis und Gelübde in der Konfirmation? — Das Rundbild der Chornische in der neuerbauten Jakobikirche zu Dresden — Eine sozialdemokratische Kirchengeschichte (Göhre) — Verschiedenes: Friedrich Christoph Oetinger (Herzog); Restauration und Revolution (Schwemer); Das Glaubensgericht. Offener Brief an die mecklenburgische Landeskirche (Ludwig. Bredow); Wiesbadener Volksbücher — Anzeigen

Geistesgaben

1. Kor. 12

In die enthusiastische Periode des Christentums gehört das zwölfte Kapitel des ersten Korintherbriefes. Das Wort Enthusiasmus ist eine gute Bezeichnung, aber leider keine Erklärung jener wunderbaren Erscheinung und Auswirkung des religiösen Lebens, wie es uns die ersten Christengemeinden bieten. Wir stehen doch diesem Treiben und Getriebenwerden des „Geistes“ fremd und verständnislos gegenüber. Denn wir haben es nicht. Wir haben es nicht, und nur mit Drehen und Deuteln und Winden kommt man an dieser Erkenntnis vorbei.

Wenn es so steht, sind wir dann noch eine Christengemeinde? Wenn es dazu gehört zum Wesen des Christentums, daß der Geist in seinen Vertretern lebendig ist und wirkt die Rede der Weisheit und die Erkenntnis, und wirkt den Glauben und die Gabe, gesund zu machen, und wirkt Wunder zu thun und Weissagung, und wirkt das Vermögen, Geister zu unterscheiden, und wirkt mancherlei Zungensprachen und Sprachenauslegung — wenn das Alles gehört zum Wesen und zur Wirkung des Christentums, sind wir dann noch Christen?

Ja, wahrlich, es sah anders aus unter denen, die sich Christen nennen, damals und heute! Und wenn damals die Leute den Namen von Christen mit Fug und Recht trugen, was sind wir dann, wir Leute von heute, die wir doch anders sind wie sie?

Es ist dein gutes Recht, das Wesen des Christentums nicht in diesen Erscheinungen zu sehen. Wir haben den Glauben wie jene, und der Glaube ist es, der uns zu Christen macht — so sagst du. Wohl! Aber hast du denn den Glauben, hast du das, was Jesus Christus darunter versteht? Sieh, er sagt von diesem Glauben: alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Er sagt von ihm: so ihr Glauben habt und nicht zweifelt, . . . so ihr werdet sagen zu diesem Berge: heb dich auf und wirf dich ins Meer, so wirds geschehen. Hast du diesen Glauben, der Wunder wirkt und Wunder thut? Du sagst: Nein. Also: wir haben keinen Glauben. Und darum: wir haben kein Christentum.

Das ist das Resultat, vor dem wir stehen, dahin wir kommen, wenn wir geraden Wegs gehen. Was machen wir damit? Was soll nun werden?

Nun, ich denke: wenn wir keine Christen sind, dann wollen wir Christen *werden*. Und ganz von vorn wollen wir anfangen, Christen zu werden. Damals in der großen Zeit der ersten Begeisterung und der ersten Liebe, da flutete der Glaube als Kraft des Lebens, ja Kraft ins Leben durch die Herzen, daß man ihn spürte in Wunderthaten und Geisteswirkungen. Das war eine Hochflut des Christentums, der die Ebbe folgte. Wir müssen nun wieder anfangen, die Wasser zu sammeln, damit die Brunnen wieder reichlicher fließen. Ich sage: wir müssen ganz von vorn anfangen. Wir müssen wieder Schüler werden. Hier gilt es, was der Heiland sagt: es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Wir müssen Abcschützen werden, die da buchstabieren lernen und es wird ihnen blutsauer. So sollen wir es uns blutsauer werden lassen, das Christentum hineinzukriegen — nur nicht in unsere harten Schädel, sondern in unsere harten Herzen.

Denn seht, darauf kommt es ja nicht an, auf das, was ihr gelernt habt von christlicher Lehre, was ihr auswendig wißt von Bibel und Katechismus, was ihr wißt von Einleitungsfragen und Resultaten der Kritik. Daran liegt so wenig, so erbärmlich wenig. Und die, die da meinen, die Erkenntnisse der Theologie räumten etwa dem Gebildeten die Steine aus dem Weg, der ins Himmelreich führt, ich glaube, sie irren sich. Religion bleibt Religion und nur auf religiösem Wege gehts zur Religion. Dabei bleibts, mögen wir so modern sein, wie wir wollen. Es kommt immer nicht auf unsern Kopf, sondern auf unser Herz, auf unsern Willen an. Wie das Herz ist, so ist unser Leben, wie der Wille ist, so ist unser Thun. Ist das Herz gut, so wird auch das Leben gut. Ist der Wille gut, so wird auch das Thun gut. Und das wollen wir lernen, Leben und Thun gut zu machen. Damit haben wir dann einen Anfang des Christentums, wir Abcschützen.

Ich will ein Beispiel machen. Der Apostel Petrus sagt: vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern dagegen segnet! Das ist gewiß eine christliche Sache und, denk ich, eine ganz selbstverständliche Sache für einen Christenmenschen. Und doch: haben wirs denn schon gelernt? Thun wir im entscheidenden Augenblick nicht gerade das Gegenteil? Dann erfahren wir es immer aufs Neue: wir sind noch gar keine Christen. Wir sinken wieder und wieder auf den unterchristlichen Standpunkt zurück, der da predigte: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Und darum müssen wir es lernen, Uebelthat zu vergelten mit Wohlthat. So fangen wir ganz von vorn an, Christen zu werden.

Aber was hat denn das zu thun mit den Geistesgaben, mit Wunderthaten und Zungenreden? Ich meine: sehr viel! Nämlich so: solange wir nicht gelernt haben die selbstverständlichen christlichen Gebote zu erfüllen, so lange können wir nicht erwarten, daß sich Dinge unter uns zeigen, die erst erscheinen, wo man weiter gekommen ist im christlichen Leben, wo man in der Welt Gottes steht wie in seinem Hause, wo der Glaube hindurchströmt durch eine Gemeinde wie ein Regenstrom, der Alles zum Leben und Gedeihen weckt.

Darauf also kommt es zunächst an, daß wir Christen sind in den einfachen Dingen, in den gewöhnlichen Verhältnissen, im Verkehr mit Nachbar und Gevatterin. Dann wird der Augenblick kommen, wo sich leise etwas Neues regt unter uns, wo

leise und still statt des menschlichen, ungöttlichen: heiliger Geist bei uns einzieht. Und dann, wenn es Gottes Wille ist — wir wissen nicht, was kommen wird, aber von uns hängt es ab, von unserem Schülerfleiß — dann mag noch einmal die große Zeit wiederkommen, wo die Christenheit erfüllt wird machtvoll und reich von dem Geist, daß seine Gaben sich offenbaren in Wundern und Zeichen. Denn dies Alles wirket derselbige einige Geist und teilet einem jeglichen seines zu, nach dem er will.

Friedrich Daab

Lutherworte

Diejenigen, so nicht glauben, die können auch nicht Gott heiligen, noch die Ehre thun, die ihm als einem Gott gebühret, .. denn sie .. immer im Zweifel bleiben und denken, wenn sie Etwas leiden sollen, sie seien gar von Gott vergessen und verlassen. Darum murren und zürnen sie mit großer Ungeduld und Ungehorsam wider Gott, fahren darob zu und wollen sich selbst durch eigne Gewalt schützen und rächen. Damit geben sie sich selbst an den Tag, daß sie sind solche Leute, die wahrhaftig keine[n] Gott haben noch wissen: als blinde, elende, verdammte Heide[n].

Kirchenpostille, 6. Sonntag nach Trinitatis

Aus der Geschichte des apostolischen Glaubensbekenntnisses

Das apostolische Symbol, seine Entstehung, sein geschichtlicher Sinn und seine ursprüngliche Stellung im Kultus und in der Theologie der Kirche. Ein Beitrag zur Symbolik und Dogmengeschichte von D. F. Kattenbusch. Leipzig, Hinrichs. Zwei Bände, 1894 und 1900, 424 und 1069 S. 34 Mk.

Als vor Jahr und Tag die Aufforderung an mich gerichtet wurde, Kattenbuschs großes Werk in diesen Spalten zu besprechen, wußte ich nicht, was ich that, als ich ohne Zögern zusagte. Die Verpflichtung, die ich mit jener Zusage übernommen hatte, ist seitdem wie eine Last mit mir herumgezogen. Eine Besprechung im Sinne einer der gewöhnlichen Bücheranzeigen zu liefern schien unmöglich. Dabei kann der Rezensent Etliches loben und Etliches tadeln und zum Schlusse sagen: so, lieber Leser, nun geh hin und sieh dir selber einmal die Sache an; dann kannst du selbst urteilen, ob meine Meinung über das Buch das Rechte trifft oder nicht. Das geht hier nicht an. Der nichttheologische Teil der Leser würde mir es wohl schlecht danken, wenn ich mit einer solchen Aufforderung käme und der oder jener daraufhin es etwa wagte, das Buch sich anschaffte und sich von ihm in die Geschichte des Bekenntnisses wollte einführen lassen. Denn so hoch das Werk als rein gelehrte Arbeit zu schätzen ist, so sehr man die Geduld bewundern muß, mit der der Verfasser allen am Wege auftauchenden Fragen nachgegangen ist, so richtig ein feiner historischer Takt Kattenbusch bei der Beurteilung dessen, was in jenen fernen Zeiten möglich und wirklich gewesen ist, geleitet hat, so sehr endlich der Fleiß Anerkennung verdient, mit dem hier ein unübersehbares Material aufgehäuft ist, so wenig hat es in den Absichten des Autors gelegen, ein Buch zu schreiben, das auch nur auf die breitern Massen der Theologen wirken sollte. Für die mit Hilfe der modernen Nürnberger Trichter kurz gefaßter Examenskompendien in den Stand gesetzte Menschheit, fertige Urteile ohne Begründung lustig hervorplätschern zu lassen, wie der Röhrenbrunnen sein Wasser, ist diese Wissenschaft, die in die tiefen Schachte ernster Arbeit hinabsteigt, nicht geeignet. Und gar die Nichttheologen! Sie würden nach kurzem Blättern das Buch bei Seite legen mit einem großen Schauder und mit der Ueberzeugung, daß die Theologie auch heute noch auf Pfaden wandelt, auf denen nur ein ganz abgehärteter Waldläufer zu folgen vermag.

Das sage ich dem Buche zum Lob. Nicht weil es für einen besondern Vorzug bei einem wissenschaftlichen Werke zu halten wäre, wenn es sich auf dem mühevollen Weg der Einzeluntersuchung nur schwerfällig fortbewegt; sondern deshalb, weil der Verfasser die lockende Gefahr von sich gewiesen hat, mit geringerer Gelehrsamkeit und mühelos einen Augenblickserfolg bei den Massen durch einen geistreichen „Abriß“ zu erzielen. Als der erste Band erschien, waren die Wasser des letzten Apostolikumsstreites eben verlaufen. Da und dort trieb auf der Flut der litterarischen Produktion noch ein Heftchen, in dem ein Berufener oder Unberufener — zumeist waren es wohl Unberufene — sein Votum abgegeben hatte zur Streitfrage aus seinem Wissen oder aus blinder Unwissenheit heraus. Unbekümmert um den Lärm auf der Gasse hat Kattenbusch sein Werk geschrieben in der Ueberzeugung, daß in der Geschichte nur die treue Arbeit, die sich um das Verständnis der Quellen bemüht, und nicht die Majoritätsbeschlüsse von Kirchentagen und Synoden das Feld behalten wird. Die aber, die bei solchen Gelegenheiten das große Wort zu führen pflegen, und weiter alle die, die in den Kirchenzeitungen die Posaune blasen, sobald sie fürchten, daß ein Feind in die ängstlich gehüteten Zäune der Ueberlieferung einbrechen könne, werden auch durch diese gründliche und umfassende Arbeit, die auf lange Zeit hinaus die Fragen gestellt und die Wege zu ihrer Beantwortung gewiesen hat, nicht eines Bessern belehrt werden. Sie werden auch fernerhin meinen, daß Nicht-wissen-wollen der bessere Teil des Glaubens ist. Die Ehrlichen aber unter den Freunden und Feinden werden erkennen, daß es sich hier um Fragen handelt, die nicht entschieden werden können in dem Streit des Tages. Und je mehr sich diese Ansicht durchsetzt, um so größer wird auch der praktische Erfolg dieser mühevollen Arbeit sein. Eine Auseinandersetzung mit den Ansichten Kattenbuschs und ihrer Begründung ist an diesem Orte ebensowenig am Platz, wie eine genaue Inhaltsangabe möglich ist. Es genügt, wenn die Leser die Ergebnisse der Untersuchungen im Großen erfahren. —

Vor Jahren hat ein deutscher Professor ein Büchlein erscheinen lassen, das seither die dritte Auflage erlebt hat, betitelt: „Bibliothek der Symbole“. Darin waren zusammengestellt Symbole und Glaubensregeln von Synoden und einzelnen Kirchenlehrern, soweit sie sich auffinden ließen. An der Spitze des Hauptabschnittes steht das Bekenntnis, das wir als das „apostolische“ zu bezeichnen pflegen, das aber erst im sechsten Jahrhundert diesen Titel erhalten hat, und zwar in einer Form, die von der heute üblichen, spätern mehrfach abweicht. Sie lautet übersetzt so:

Ich glaube an Gott als allmächtigen Vater.
Und an den Messias Jesus, seinen einzigen Sohn, unsern Herrn,
Den aus heiligem Geist und der Jungfrau Maria geborenen;
Den unter Pontius Pilatus Gekreuzigten und Begrabenen,
Den zum Himmel Aufgestiegenen,
Den zur Rechten des Vaters Sitzenden,
Von wo er kommt, um Lebende und Tote zu richten.
Und an einen heiligen Geist,
Eine heilige Kirche,
Sündenvergebung,
Des Fleisches Auferstehung.

Vergleicht man nun die verschiednen Bekenntnisse, die von einzelnen Theologen aufgestellt oder die bei Kirchenversammlungen als gemeinsamer Glaubensgrund ausgesprochen worden sind, so läßt sich bei der überwiegenden Mehrzahl leicht erkennen, wie sich als roter Faden durch alle diese Sonderbekenntnisse die Worte und Sätze des sogenannten apostolischen Bekenntnisses hindurchziehen. Damit ist die Frage schon gestellt, die eine Geschichte dieses Bekenntnisses zu lösen hat: wo und wann ist es entstanden? Daran reiht sich sofort die andre Frage, die sich von der ersten nicht trennen läßt: welchen Sinn hat es zunächst gehabt? Aus der richtigen Beantwortung dieser Fragen muß es sich erklären lassen, daß diese Formel ein solches Ansehen gewann. Haben einzelne Theologen und ganze Versammlungen nichts Besseres thun können, als jene Sätze zur Grundlage zu wählen, wenn sie zusammenfassen wollten, was den Inhalt ihres Glaubens ausmachte, so muß eine solche Wertschätzung doch ihren Grund haben. Als Grund könnte man ansehen: die unvergleichliche Einfachheit, mit der die Wahrheiten

des christlichen Glaubens kurz und doch vollkommen ausreichend zusammengefaßt sind; oder das Alter der Formel; oder das Ansehen der Gemeinde, in der sie zuerst gebraucht und von der sie empfohlen worden ist. Welcher Grund zutreffend ist, kann nur eine geschichtliche Untersuchung lehren. Eine solche hat Kattenbusch in ihrem ganzen Umfange angestellt. Er ist allen Spuren mit unermüdlichem Fleiße nachgegangen und hat die Umbildungen, Erweiterungen und Verschiebungen ausführlich dargestellt, die im Laufe der Jahrhunderte diese Formel erfahren hat und an denen sich alle Verschiebungen der theologischen Interessen der verschiedenen Jahrhunderte noch jetzt in einzigartiger Weise erkennen lassen. Vor allem hat er es sich angelegen sein lassen, den ältesten Spuren nachzugehen, um aus ihnen Aufschluß zu gewinnen über die frühesten Geschicke der Formel.

Wo und wann ist das Bekenntnis entstanden? Eine späte Legende berichtet, daß die Apostel sich zusammengethan hätten, um den wahren Glauben eines Christen festzustellen. Ein jeder von ihnen hätte einen von den zwölf Sätzen beigesteuert. Natürlich konnte man zu dieser Arbeit Judas nicht brauchen. So ist denn entweder sein Stellvertreter Matthias oder auch Paulus eingetreten. Diese Legende setzt eine Teilung in zwölf einzelne Sätze voraus, die sich freilich nicht ganz ungezwungen ermöglichen läßt. Geschichtlichen Wert hat diese erst sehr spät (im neunten Jahrhundert?) entstandene Legende nicht. Dagegen erfahren wir früh, daß das Symbol in Rom als Taufbekenntnis benutzt worden ist. Der Schriftsteller, der uns das meldet, lebte um die Wende des vierten Jahrhunderts. Und für ihn hatte die Formel schon einen solchen Wert, daß er in einer besondern Schrift eine Auslegung dazu verfaßte. Das Bekenntnis diente als eine kurze Zusammenfassung dessen, was ein Christ von seinem Glauben wissen muß, bei der Taufe, wo es ja heute noch in wesentlich derselben Weise verwendet wird. Dieses Bekenntnis der römischen Gemeinde ist nun aber älter als diejenige Nachricht, die uns zuerst einen gesicherten Hinweis und einen genauen Text bietet. Die Spuren ragen in die ältesten Zeiten der Kirche herein.

Es ist hier nicht möglich, den ganzen langen und mühseligen Weg zu verfolgen, oder auch nur zu beschreiben, auf dem Kattenbusch einen Schriftsteller nach dem andern mustert und ein Symbol nach dem andern prüft, um sein Verhältnis zu jenem römischen Taufbekenntnis festzustellen. Es sind oft nur ganz feine Fäden, die aufgesucht werden müssen, wenn eine Verknüpfung überhaupt versucht werden soll. Und die Gefahr ist nicht gering, daß das Auge des Forschers, das sich einmal an ein bestimmtes Licht gewöhnt hat, nun manches Wort und manche Wendung in einer besondern Beleuchtung sieht. Nicht Alles, was Kattenbusch gesehen zu haben glaubte, wird schärferer Beleuchtung stand halten. Er selbst hat das bescheiden oft genug hervorgehoben; aber das große Verdienst hat er, bestimmte Punkte doch für immer festgelegt zu haben. Sein Ergebnis ist, daß das Bekenntnis aus der römischen Gemeinde stamme und daß es um das Jahr 100 geschaffen sein möge. Von Rom habe es seinen Weg in die von Rom abhängigen Kirchen gefunden, und zwar bereits im Laufe des zweiten Jahrhunderts nach Gallien und Nordafrika. Auch nach dem vordern Kleinasien sei es gewandert, und zwar nach 250. Die Provinzen des mittlern und östlichen Kleinasiens, Syrien, Paläftina und vor allem Aegypten haben freilich das römische Bekenntnis nicht anerkannt und erst mit der Kirchenversammlung von Nicäa eine Formel erhalten, in der die Hauptthatsachen des Glaubens zusammengefaßt waren. Sind diese Annahmen richtig, so ergiebt sich sofort, daß die hohe Wertschätzung dieses Bekenntnisses in der Kirche nicht unberechtigt ist. Freilich, „apostolisch" ist das Bekenntnis keineswegs. Weder hat sich ein Apostelkonvent mit der Abfassung der Sätze beschäftigt, noch haben einzelne Apostel in diesen Sätzen die Summe ihres Glaubens der Gemeinde verständlich und knapp einprägen wollen. Auch ist es keineswegs ein gemeinsames Glaubensband der gesamten Christenheit auf Erden. Der Osten hat es nie anerkannt und stellt es auch heute nicht auf eine Stufe mit dem Bekenntnisse von Nicäa. Aber trotzdem ist es ein ehrwürdiges Stück kirchlicher Vergangenheit, das auch die evangelische Kirche nicht ohne Not fallen lassen darf, solange es mit der Wahrhaftigkeit ihres Glaubenslebens irgendwie verträglich ist. Alte Formen soll man nur zerbrechen, wenn man Besseres an die Stelle setzen kann. Ein unsolider Neubau aber ist immer viel kümmerlicher, als ein altes Haus, auch wenn es den Bedürfnissen nicht mehr ganz entspricht.

Das wird noch deutlicher, wenn man auf die Gedanken achtet, die das Bekenntnis zum Ausdruck bringen will. Gegenüber der Kürze des ersten und dritten Artikels fällt die verhältnismäßige Ausführlichkeit des zweiten auf. Sie ist nicht unbeabsichtigt. Jesus als der Messias: das ist der Mittelpunkt, um den sich das ganze System der Gedanken dreht. Von Gott weiß uns das Bekenntnis nicht viel zu sagen: nur daß er der allmächtige Vater sei. Freilich können wir in diese kurze Aussage, wie Luthers Auslegung zeigt, die ganze Fülle unsers Gottesglaubens ausschütten. Aber das sind Gedanken und Erfahrungen, die wir an das Bekenntnis heranbringen, nicht solche, die es ohne weiteres in uns weckt. Anders mit Jesus. Daß er der Messias sei, will uns das Bekenntnis beweisen. Ueber sein Leben hat es Nichts zu sagen. Das Leben in Niedrigkeit, Verachtung und Verkennung war zu solchem Beweise auch wenig geschickt. Aber daß er den Tod gelitten und dann auferstanden sei, daß ihn, den Verachteten und Verkannten, Gott aufgenommen habe in den Himmel, erhöht zu seiner Rechten, daß er ihm das Gericht gegeben habe über Tote und Lebende: das alles sind Kennzeichen, daß er in Wahrheit der Messias gewesen ist. Man braucht nicht lange zu fragen, wo die Quelle dieses Nachweises zu suchen ist. Das Kreuz weist uns den Weg. Den Juden ein Aergernis, den Heiden eine Lächerlichkeit, war es Paulus die Gotteskraft geworden, die ihn herausgeführt hatte aus den Spitzfindigkeiten eines verbohrten Denkens. Unter dem Kreuze hatte er den Mantel seiner Schriftgelehrsamkeit verbrannt, um Jesus „anzuziehen", und mit der Siegeskraft dieses Kreuzes im Herzen hat er seine Schlachten geschlagen gegen Tod, Welt und Teufel. Die Geburt aus Geist und Jungfrau ist nur das Präludium, die Erhöhung zur Rechten Gottes der harmonische Schlußakkord; dazwischen liegen die Disharmonien von Kreuzestod und Auferstehung, die den Höhepunkt dieser Tragödie bezeichnen. So lehrte Paulus, so lehrt das Bekenntnis. Wenn im dritten Teile dann noch als die ewigen Güter, die dem Messiasgläubigen winken, Sündenvergebung und Fleischesauferstehung genannt werden, so ist das zweite zwar nicht im Sinne des Apostels, wohl aber ein Stück altkirchlichen Glaubens, das auch sonst häufig begegnet.

In einem Kreise von Christen muß daher diese Formel aufgekommen sein, die sich von Paulus den Weg zur Seligkeit hatten zeigen lassen. Daß gerade im Abendlande, in Rom ein solcher Kreis sich zusammengefunden hat — wenn Kattenbuschs Darlegungen sich hier, wie mir wahrscheinlich ist, als richtig herausstellen werden —, ist bedeutungsvoll. In Rom, wo er den Märtyrertod erlitten hat, wird man am ersten zu einer unbefangenen Würdigung seiner Person und seines Werkes, auch seiner Glaubensauffassung befähigt gewesen sein. Solches Verständnis hat er nicht überall gefunden. Daß die römische Gemeinde es besessen hat und es zunächst für sich, dann auch vorbildlich für andere auszusprechen wußte, ist kein geringer Ruhm für sie.

Man wird freilich in manchen Kreisen eine Beunruhigung über solche Verhältnisse empfinden, und vielleicht gar fürchten, daß auch hier die protestantische Wissenschaft auf dem Wege nach Rom sei. Das braucht Niemand irre zu machen. Die Wahrheit ist doch stärker als die Tradition, und wo Gott redet, sinken die Götzen zur Erde. Um des Bekenntnisses zur geschichtlichen Wahrheit willen ist noch Niemand seinem evangelischen Glauben untreu geworden; wohl aber schon Mancher aus Furcht vor der Tradition. Bleibt das große Mittelstück, das Bekenntnis zu Christus, die Hauptsache, so stirbt jede falsche Tradition, auch die falsche Tradition über ihn selbst, früher oder später von selbst; und über jeder Theologie wird schließlich das Leben aus Gott triumphierend ans Licht kommen.

Erwin Preuschen

Die Fortschritte des Protestantismus in Frankreich

2. Die Arbeitskräfte der Evangelisation

So verschieden nach äußeren Verhältnissen und inneren Bedürfnissen ist das heutige Arbeitsfeld der Evangelisation in Frankreich. Wie steht es mit den Arbeitern? Es ist das schönste Zeugnis für die unverwüstliche Lebenskraft der französischen Märtyrerkirche, daß sie viel ernster als irgend eine andre der Reformationskirchen in der Aufgabe, den Katholiken das Evangelium zu bringen, eine selbstverständliche Pflicht erkennt und übt. Diese Erkenntnis verdankt sie zumeist dem Réveil der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts. Man kann den Segen jener „Erweckung" für das religiöse Leben der französischen Schweiz und Frankreichs nicht leicht zu hoch einschätzen. So schwach die Theologie war, mit der die Männer des Réveil sich und Andre plagten, es waren doch Apostelseelen, in denen der Geist der ersten Zeugen wieder aufwachte, die in Jesu Namen auszogen mit Matth. 10 als Instruktion und keine Furcht kannten als die des Paulus: malheur à moi, si je n'évangélise. 1831 wurde in Genf die Société Evangélique gegründet, die außer der Unterhaltung der freien Theologenschule des Oratoire die Bibelkolportage und die Evangelisation Frankreichs sich zum Ziele setzte. Schon im ersten Jahre wurden sieben Kolporteure mit Bibeln und Neuen Testamenten in der von der katholischen Kirche privilegierten Uebersetzung von de Sacy ausgesandt. Im Jahre 1840 beschäftigte die Gesellschaft 40 Kolporteure, im nächsten Jahre 60. Nach dem neuesten Jahresberichte arbeitete sie im Jahre 1900/01 bei einer Bilanz von 203 424 Franken mit 78 Kolporteuren in 43 französischen Departements; außerdem liegt ihr die Sorge ob für 16 durch ihren Dienst gewonnene Gemeinden mit fünf Pfarrern und 12 Evangelisten. 1833 entstand die Société Evangélique de France. Im ersten Jahre betrugen ihre Einnahmen 7490 Franken, im dritten 17 910, im vierten 47 493, im Jahre 1900/1901 120 865 Franken. Heute läßt sie durch 37 Evangelisten auf 23 Stationen in 10 Departements als einzige Zeugin des Protestantismus das Evangelium verkündigen. Noch weitere ähnliche Gesellschaften machten sich in jenen bewegten Tagen im Süden und Norden Frankreichs an die Arbeit. Sie vereinigten sich 1847 zu der Société Centrale Protestante d'Evangélisation, die im Gegensatz zu jenen freikirchlichen Unternehmungen ein Organ der reformierten Kirche Frankreichs wurde. Von den 20 000 Franken, die sie im ersten Jahre auszugeben hatte, stammten drei Viertel aus dem Ausland: im Laufe der Jahre sind ihre Einnahmen gestiegen bis auf 457 956 Franken, während gleichzeitig die Gaben des Auslands auf 8—9 Prozent zurückgingen. Die Société Centrale unterhält heute 180 Arbeiter in 71 von den 86 Departements Frankreichs und in den vier Kolonien Algier, Tunis, Madagaskar, Tonkin.*) Sie sorgt, ähnlich unserm Gustav Adolf-Verein, für die Pastoration der großen protestantischen Diaspora, treibt seit 1857 auch ein Werk der Mission intérieure ou itinérante, um in den altprotestantischen Gemeinden den Eifer für die Evangelisation zu wecken, und steht auf zahlreichen Posten an der Arbeit unter den Katholiken, über deren Erfolge seit 1893 das Journal de l'Evangélisation Monat für Monat Bericht erstattet. Der Ausbildung ihres Personals dient die École préparatoire des Batignolles in Paris (30—35 Schüler) und die Evangelistenschule École Félix Neff in Montpellier (10 Schüler).

Am 17. Januar 1872 eröffnete der englische Pfarrer Mac All seinen ersten Evangelisationssaal in der Pariser Vorstadt Belleville. Als er 1893 starb, hinterließ er seinen Mitarbeitern die Sorge für 136 Missionsposten in allen Teilen der französischen Republik. Heute wird in 27 Sälen in Paris und Umgebung und in 61 Sälen in den Provinzen das Werk des Stifters fortgesetzt; zwei „Missionsschiffe" kreuzen in den kleineren Zuflüssen der Seine. Im vergangnen Jahre betrugen die Ausgaben der Mission populaire évangélique de France (Mission Mac All) 330 975 Franken.

*) In den Kolonien übt sie auch die Seelsorge an unsern Landsleuten in der Fremdenlegion.

Wie Mac Alls Werk so entstand auch die Mission intérieure évangélique unter dem Eindrucke der Ereignisse der Année terrible. Sie beschäftigt nur zwei Reiseagenten, die als Frucht ihrer Thätigkeit hin und her im Lande kleine Gemeinschaften (groupes) sich bilden sehen, die ihrerseits wieder Lebensquellen für ihre Umgebung werden.

Aber es ist nicht möglich, alle die kleinen und kleinsten Teile des großen Heeres, das der französische Protestantismus gegen Rom ins Feld führt, aufzuzählen: in der Charente das Oeuvre d'Evangélisation de Barbezieux mit 4 Agenten, das Oeuvre de Propagande Evangélique de Pons mit 5 Arbeitern, das Oeuvre d'Evangélisation de Saint-Aubin-de-Blaye mit 7 Evangelisten u. s. w. Die Agenda Protestant für 1902 nennt nicht weniger als 36 Oeuvres, die sich der Evangelisation Frankreichs widmen!

Es ist verständlich, daß von einer direkten persönlichen Evangelisationsarbeit an den noch im Dienst der römischen Kirche stehenden Priestern nur dann die Rede sein kann, wenn eine solche ausdrücklich gewünscht wird. Das ist oft genug der Fall. Viele der zur evangelischen Kirche übertretenden Priester haben vorher jahrelang in Beziehung zu protestantischen Pastoren gestanden. In der Regel aber kann nur von einer Arbeit an den Priestern auf litterarischem Wege die Rede sein. Und auch diese ist durch die Abgeschlossenheit des Klerus vom geistigen Leben der Nation und das Mißtrauen der Vorgesetzten sehr erschwert; doch ist es dem von André Bourrier seit 1897 herausgegebenen Chrétien français gelungen, — wenn auch auf Umwegen — die Thüren zu hunderten von katholischen Pfarrhäusern zu finden, den niederen Klerus mit den Fortschritten der von der Sakristeipresse entweder tot geschwiegenen oder bösartig entstellten Priesterbewegung auf dem Laufenden zu halten und durch positive Anregung mit den Suchenden und Kommüden unter den französischen Klerikern ein Band geistiger Solidarität zu knüpfen, von dem Bourrier für das Erstarken des Reformverlangens im französischen Katholizismus Großes hofft. Neben dem Chrétien français, der seit 1. Oktober 1900 in großem Format wöchentlich erscheint, gelangt wohl auch der im Februar 1899 von dem Exabbé Corneloup begründete Prêtre converti, das Monatsblatt der anciens prêtres se rattachant nettement au protestantisme, in die Hände mancher Priester. Für die aus Gewissensgründen mit ihrer Kirche zerfallenen Priester sorgt seit 1884 das Oeuvre des prêtres sortis de l'Eglise Romaine, das in seiner Maison hospitalière in Courbevoie bei Paris den évadés zeitweilige Unterkunft gewährt, um ihre weitere Versorgung sich bemüht und für die Studienkosten der zum Evangelisations- oder Pfarrdienst sich Vorbereitenden aufkommt. In ähnlichem Sinne wirkt das 1897 von Bourrier ins Leben gerufene Oeuvre du Chrétien français. Nur ist Bourrier wegen seiner durch schwere Krankheit erschütterten Gesundheit nicht mehr in der Lage, seine Schützlinge für längere Zeit zu beherbergen.

Ueberschauen wir diese stattliche Schar von Kämpfern, mit der die Hugenotten heute gegen den alt bösen Feind zum Angriff vorgehen, und bedenken wir, daß die evangelischen Kirchen Frankreichs zusammen kaum mehr Bekenner zählen als die Stadt Hamburg Einwohner, so ist die Frage erlaubt: in welcher andern Kirche der Reformation finden wir eine solche Fülle von Lebenskraft*), wie in diesem so oft und so stark zurückgeschnittenen Zweige des Gesamtprotestantismus? Wo sind, um Gleiches mit Gleichem zusammenzuhalten, die Werke, mit denen der österreichische Protestantismus seinem gleich schwer geprüften, aber besser bewährten Bruder in Frankreich an die Seite treten kann?

Lachenmann

*) Wie die französischen Protestanten in der Evangelisation ihres Vaterlandes Großartiges leisten, so nehmen sie auch hervorragenden Anteil am Werk der Heidenmission. Die Bilanz der Pariser Société des Missions Evangéliques überstieg im letzten Jahr die Summe von einer Million Franken!

Gedanken über die Konfirmation

1. Einleitung. 2. Bekenntnis und Gelübde in der Konfirmation? 3. Bekenntnis und Gelübde nach der Konfirmation als Bedingung der Abendmahlszulassung? 4. Pia desideria.

1. Einleitung

In der hinter uns liegenden Konfirmationszeit hat wohl Mancher unter uns sein Nachdenken auf die Konfirmationsübung unsrer evangelischen Kirche gelenkt und die Fragen erwogen, die heutzutage viel erörtert werden. Besonders lebhaft beschäftigten mich dabei zwei sehr verschiedne Aeußerungen zur Konfirmation, ein Vortrag des reformierten Dompredigers Beelitz in Halle a. S.*) und der kurze Bericht, den Rudolf Haym in seiner Selbstbiographie**) über seine eigne Konfirmation giebt. — Beelitz nimmt Stellung in den heutzutage geführten Verhandlungen über die Frage; aber er sucht seinen Worten dadurch Gewicht zu geben, daß er nicht nur seine subjektive Kritik übt und seine eignen Vorschläge macht, sondern unsre Konfirmationsordnung „im Lichte der heiligen Schrift" selbst betrachtet. Er unterstellt sie damit dem Ernst der Gewissensprüfung, zu der ein in der Schrift gebundner Christ verpflichtet ist. Daß sich freilich aus der Schrift nur über einige prinzipielle Fragen ein direktes Urteil gewinnen läßt, der ganze weitere Ausbau der Konfirmationsordnung aber auf freier Erwägung von mancherlei Zweckmäßigkeitsfragen beruht, ist Beelitz selbst nicht verborgen. Dennoch bleibt es verdienstlich, daß er energisch auf jene Schriftprüfung hinweist. — Haym stellt nichts von Reflexionen über die Konfirmation an; er erzählt nur mit der rücksichtslosen Offenheit, mit der oft fast grausamen Selbstkritik, die für seine Selbstbiographie bezeichnend ist, was er bei seiner Konfirmation erlebt hat. Von Haus aus in einer rein verstandesmäßigen, moralisch-praktischen Auffassung des Christentums erzogen, wird er im Konfirmandenunterricht einer reformierten Dogmatik gegenübergestellt, die in der vollen Rüstung aller loci probantes auftritt. Heimlich führt er nun seinen Krieg gegen den jungen Geistlichen, einen feurigen Prediger: „in respektloser kritischer Laune" durchbricht er sein Diktat „mit Fragezeichen, Ausrufungszeichen und andern schnöden Parenthesen in Nachahmung der unterbrechenden Zwischenrufe bei parlamentarischen Verhandlungen"; ja, er empfindet eine gewisse Genugthuung, wie dies Heft dem Lehrer selbst zu Handen kommt, der aber seine Antwort nur in dem Konfirmationsspruch giebt: „Christum lieb haben ist viel besser als alles Wissen" (Eph. 3, 19). — Dann fährt Haym in seinem Berichte fort (S. 81 f.):

Die feierliche Handlung brachte nichts desto weniger eine heftige Bewegung in mein Inneres und ging nicht ohne eine tiefe Erregung meines religiösen Empfindens, nicht ohne die nachhaltigste Wirkung auf meinen sittlichen Menschen vorüber. Der so kritisch gestimmte Knabe hatte sich seinen Glauben, sein persönlich kindliches Verhältnis zu dem lieben Gott wohl bewahrt. Während er sich mit dem formulierten Christenglauben und den kirchlichen Veranstaltungen irgendwie abzufinden gezwungen war, schloß er auf eigne Hand einen mystischen Vertrag mit dem Vater im Himmel, in dessen Liebe und unter dessen unmittelbarer Fürsorge zu stehen er gewiß war. Es fiel ihm zu, in einem von ihm selbst ausgearbeiteten Glaubensbekenntnis, einer Umschreibung des kirchlichen Bekenntnisses, für sich selbst und seine Mitkatechumenen vor versammelter Gemeinde Zeugnis abzulegen. Mit zwar nicht unbedrücktem, aber beschwichtigtem Gewissen that er, was Viele vor ihm gethan haben und thun werden. Er hatte früh gelernt, daß Worte und Formeln durch den Geist der Auffassung und Deutung sich lösen und ihre beängstigende Gewalt verlieren. Er deckte die Scham seines Gewissens mit dem weiten Mantel der Auslegung und der Anbequemung. Mit dem Vorbehalt, der ja auch bei den Worten der heiligen Schrift gelten müsse, daß sich ebenso mit den harten Sätzen und Vorstellungen der drei Artikel ein erträglicher vernünftiger Sinn verbinden lasse, verlas er sein Bekenntnis, dessen Summe für ihn nur in dem Gelöbnis bestand, nach dem Vorbild Christi ein reines Gott wohlgefälliges Leben zu führen und sich der Vaterhand Gottes anzuvertrauen. In all dieser Zeit hatte ihm fortwährend der Lieblingsspruch seines Vaters vor der Seele gestanden, mit welchem dieser ihn einst von Hause entlassen hatte: „Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand." Er wußte, daß der Vater sich kurz vor der Einsegnung mit dem Prediger brieflich in Beziehung gesetzt hatte. Wenn Gott ihm jetzt ein Zeichen geben möchte, daß er auch ferner um ihn und mit ihm sein werde! Dies, setzte er bei sich fest, solle das Zeichen sein, wenn der Prediger eben jene Tobiasworte zum Text seiner Einsegnungsrede machen würde. Daß nun das Zeichen wirklich eintraf, überraschte ihn keineswegs; an diesem Wunder zu zweifeln, fiel ihm nicht ein, aber es erfüllte ihn mit einem unbeschreiblichen Gefühl dankbarer Zuversicht und hob ihn über alle sonstigen Skrupel und über das Peinliche des feierlichen Hergangs hinweg. In dieser Stimmung ging er auch zum Abendmahl, so hart es ihn auch ankam, eine Zeremonie mitzumachen, von der alle Ungläubigen durch die Worte zurückgeschreckt wurden, daß sie Brot und Wein sich selbst zum Verdammnis genießen. Er hatte diese Worte so oft gehört, daß sie sich ihm unerlöschlich einprägten. Zum zweiten Mal diese mystische Handlung zu begehen, hat er sich niemals entschließen können.

*) G. Beelitz, Unsere Konfirmationsordnung im Lichte der heiligen Schrift. Vortrag. Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins in Neukirchen, Kreis Moers. 1901. 35 Pfg.

**) Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Berlin, R. Gärtner (Hermann Heyfelder) 1902. 4, geb. 5 Mk.

2. Bekenntnis und Gelübde in der Konfirmation?

Hayms Bericht deckt uns auf, daß für ihn die Konfirmationsfeier nicht wegen, sondern trotz des Glaubensbekenntnisses, das bei ihr abgelegt werden mußte, von erbaulicher Kraft gewesen ist. Auf eigne Faust suchte er sich neben der kirchlichen Feier seine Verbürgung göttlicher providentia specialissima*); das Bekenntnis, das er auszusprechen gezwungen war, legte er mit etwas bedrücktem Gewissen ab. Nun wird es ja freilich nicht allzuviele Knaben geben, die als so fortgeschrittne, bewußte Kritiker dem Konfirmandenunterricht anwohnen; auch mag der Mißbrauch kaum noch vorkommen, daß ein besonders begabter Schüler für sich und seine Mitkonfirmanden ein von ihm selbst ausgearbeitetes Glaubensbekenntnis vortragen muß. Aber auch heutzutage werden, wenigstens in den größern Städten, fast immer Konfirmanden da sein, die dem, was sie mit dem Munde feierlich bekennen sollen, mit Gleichgiltigkeit, ja mit Ablehnung gegenüberstehen, auch wenn sie den Widerspruch, den sie aus christentumsfeindlichem Haus oder aus dem Verkehr mit ältern Kameraden mitbringen, nicht gedankenmäßig auszudrücken vermögen. Und auch abgesehen von diesen bösen Unwahrheiten bringt das den Konfirmanden auferlegte Glaubensbekenntnis seine Schwierigkeiten mit sich. Beelitz weist darauf hin, das Bekenntnis solle nach Röm. 10, 10 die Frucht des Glaubens, seine bewußte Bethätigung sein; der Glaube aber sei nicht Menschenwerk, sondern ein Geschenk Gottes, für das er sich nicht eine bestimmte Stunde, auch nicht die der Konfirmation, vorschreiben läßt. Es sei daher vermessen, gerade in der Konfirmationsstunde ein Bekenntnis des Glaubens von allen Konfirmanden zu fordern, wie das in der agendarischen Formel geschieht: „so bekennet nun selbst den Glauben, auf den ihr getauft seid!" Ich kann dieser Beweisführung nur in vollem Maße Recht geben.

Doch man hält uns entgegen: Irgendwie müßt ihr doch die Kinder Rechenschaft von dem christlichen Glauben geben lassen, seis durch Sprüche oder durch Katechismus oder durch selbständige Beantwortung gestellter Fragen. Aber irgendwie werdet ihr hierbei doch darauf halten, daß dies „Hersagen" nicht ein bloßes Sprechen des Mundes, sondern ein wirkliches Bekennen ist; eine Aufforderung zum Bekennen läßt sich also gar nicht umgehen. Und je mehr in der neuern Unterrichtslehre der Grundsatz durchdringt, daß der Religionsunterricht nicht bloße Kenntnisse mitzuteilen, sondern Eindrücke zu wecken und ein persönliches innerliches Verstehen der Glaubenswahrheiten zu pflanzen hat, desto unmöglicher wird es, die Antworten der Kinder gegen die Art des persönlichen Bekenntnisses luftdicht zu verschließen. — Ich halte nun gewiß jene Gedanken und Ziele der neuern Unterrichtslehre für völlig berechtigt und bemühe mich nach Kräften, sie unsern Studenten der Theologie unauslöschlich einzuprägen. Aber bei all dem dürfen wir uns doch darüber nicht täuschen: was wir auch mit der größten Kunst des verinnerlichenden Unterrichts erreichen, ist zunächst ein Ahnen und vertrauendes Hochachten des religiösen Lebens, das aus dem Lehrer selbst spricht, weiterhin ein an- und nachempfindendes Verstehen dessen, was die großen Zeugen des Glaubens, besonders die Zeugen der Schrift, erlebt haben und

*) „persönlichste Vorsehung"

bezeugen, zuhöchst ein Sichhineindenken in die Gaben und Forderungen, die Jesus Christus uns entgegenbringt, und ein lebendiger Eindruck von seiner hoheits- und erbarmungsvollen Person. Aber mit all dem ist wohl der Boden für die persönliche Glaubensaneignung bereitet, diese selbst noch nicht erreicht. Jenes Verständnis können wir in gewissem Maße durch geschickten Unterricht den Kindern aufnötigen, den persönlichen Glauben nicht. Wie manches geistig regsame und bewegliche Kind nimmt wohl mit lebhaftestem Verständnis auch den religiösen Stoff in sich auf; aber es bleibt bei einem Phantasie- und Gefühlsspiel stehen, vielleicht unter allerlei wirklichen Rührungen seines Gefühls und Regungen seines Willens, ohne daß es wirklich zu einem Glauben durchdränge, den es zu bekennen vermöchte. Diesen Glauben, auch den anhebenden Glauben, der spricht: „ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben", dürfen wir nicht als sichere Frucht unsres Unterrichts erwarten und nicht bei allen Konfirmanden voraussetzen. — Dem aber sollten wir doch auch in der Konfirmationsfeier Rechnung tragen. Statt der liturgisch volltönenden Aufforderung: „So bekennet nun selbst den Glauben, auf den ihr getauft seid", sollten wir lieber ganz schlichte Worte an die Kinder richten, etwa des Inhalts: „Wir haben euch im christlichen Glauben unterwiesen und euch einen lebendigen Eindruck davon zu geben gesucht, was Jesus Christus ist, was er euch geben kann, was er von euch fordert, und was zu rechtem christlichen Glauben gehört. Wie tief der Same des Wortes in eure Herzen eingedrungen ist, welche Frucht er getragen hat und noch tragen wird, das wissen wir nicht; nur Gott, der Herzenskündiger, weiß es, und ihm müssen wirs überlassen. Wir können nur hoffen, daß, wenn ihr jetzt Rechenschaft gebt von dem, was ihr gelernt habt, bei Vielen von euch eure Worte wirklich von Herzen kommen." — Man kann das gewiß auch noch schön liturgisch formulieren; aber nur ja wahr, einfach, kindlich! nur keine liturgischen Phrasen, um Gottes Willen nicht! — Sie sind wie ein Reif, schimmernd und glitzernd, aber Leben ertötend.

Und das Gelübde der Konfirmanden? Auch hier geht Beelitz auf die Schrift zurück: ein Christ kann sich aus höhern sittlichen Gründen zur freiwilligen Ablegung eines Gelübdes veranlaßt sehen; aber auf Freiwilligkeit muß es beruhen, während es in der Konfirmation den Kindern auferlegt wird! Mit Recht weist Beelitz den Einwand ab, daß doch die meisten Konfirmanden sich ganz willig finden lassen zu dem Gelübde eines christlichen Lebenswandels und eines gewissenhaften Gebrauchs der Gnadenmittel, besonders des Abendmahls. Gewiß, die Meisten lassen sich dieses Gelübde gutwillig entlocken; aber wie weit leisten sie es mit Bewußtsein? wie weit folgen sie nur der Autorität des Lehrers, der Eltern, der Macht der Sitte? Kann man darum mit einiger Sicherheit auf das Halten des Treugelübdes rechnen? — Während ich das schreibe, wird mir vom Buchhändler der dritte Band von Johann Hinrich Wicherns gesammelten Schriften zugesandt; ich habe hier die Rede, die Wichern auf dem Stuttgarter Kirchentag 1869 hielt und in der er seine, dreißig Jahre lang im Stillen erwogenen Gedanken über die Konfirmation aussprach, zum erstenmal im Original kennen lernen (vgl. S. 1187 ff.). Dort lesen wir:

Vergegenwärtigen wir uns, was das Volk im Allgemeinen von der Konfirmation erwartet! An sehr vielen Stellen Deutschlands bezeichnet die Volkssprache dieselbe fast nur mit dem Namen: aus der Schule kommen. Konfirmiert werden heißt „frei werden"; dem entspricht der damit verbundne Eintritt in den bürgerlichen Beruf in allen Abstufungen, sowohl für die Söhne als für die Töchter. Und tritt nicht in immer weitern Kreisen und immer entschiedner als die Lebensaufgabe nicht die sorgfältige, Jahre erfordernde Erlernung eines ordentlichen Berufs, sondern für beide Geschlechter die mit Eile zu lösende Aufgabe, baldigst Geld zu verdienen und das „Leben zu genießen", in den Vordergrund? Der Junge kann die Stunde nicht erwarten, wo er mit der Zigarre im Munde als Herr sich fühlen und darstellen kann, während die angehenden Mägde, wenn sie überhaupt noch dienen und nicht vielmehr gleich selbständig als Fabrikmädchen oder dergleichen auftreten, von der Stunde an das Recht für sich in Anspruch nehmen, sich zu putzen und als „Fräulein" zu erscheinen. Und auch hier ist kein Unterschied der Stände zu statuieren. Oder man sehe im allgemeinen die konfirmierte männliche Jugend der höhern Stände und vollends die weibliche an, für welche von dem Zeitpunkt der Konfirmation an sich die große Gesellschaft eröffnet, und aus welcher, die bis dahin Kinder waren, plötzlich „Damen" werden, wo — vorzugsweise in den großen Städten, aber nicht bloß von diesen zu reden — das Theater mit seinem Rechte eintritt, wo das nichtige eitle Leben und Treiben der Bälle und das im ganzen so inhaltlose Gesellschaftsleben mit Allem, was daran sich schließt, seine Opfer sucht.

Dagegen stellt Wichern nun „die Konfirmation mit dem heiligsten Gelübde, ausdrücklich vor Gott und seiner Gemeinde". Das Gelübde wird übernommen, weil es nun einmal den notwendigen Durchgangspunkt zu jenem Leben in der Welt bildet. — Die Schilderung Wicherns trifft gewiß nicht überall, aber sie trifft bei sehr vielen unsrer Konfirmanden zu. Und die erschreckend großen Zahlen derer, die nach dem ersten Konfirmandenabendmahl vom Tisch des Herrn fernbleiben — die achtzig Prozent, von denen die Statistik redet, wollen einem fast unmöglich erscheinen — prägen es uns ein: wir fordern von den Kindern ein Gelübde, von dem wir zum voraus annehmen müssen, daß die Meisten es brechen werden. Dürfen wir das? können wir uns wirklich Gutes davon versprechen? — Auch von der Jugend selbst wird diese Auferlegung bisweilen als Erpressung empfunden, weniger während der Konfirmation selbst, als nachher, wenn sie sich erst des Gelübdes voll bewußt wird. Die Meisten freilich vergessen es überhaupt und werden sich seiner nie klar bewußt; aber Andre werfen es mit Entrüstung von sich als etwas Aufgenötigtes. Ein Oberlehrer aus Wiesbaden (Hochhut) hat uns ein Beispiel davon mitgeteilt. Aus triftigem Anlaß hatte er in der Klasse an das Konfirmationsgelübde erinnert; auf gemeinsamem Heimweg sagt ihm ein Schüler in augenscheinlich tiefster Erregung, daß er und alle seine Mitschüler seinen Hinweis auf das Konfirmationsgelübde nicht anzuerkennen vermöchten; denn dieses könne, in so unreifen Jahren abgegeben, für sie in keiner Weise bindend sein.

Aber wenn man mit dem Bekenntnis auch das Gelübde wegläßt, wird dann die Handlung nicht gar zu kahl? Ich würde gern ihre Schönheit hingeben um der Wahrheit willen. Aber ich fürchte gar nicht, daß sie eindruckslos werden müßte. Man setze an die Stelle des Gelübdes eine ernste, herzliche Ermahnung des Inhalts: Und nun vergesset nicht eures Heilandes und Herrn, dem ihr den Dank für seine Liebe schuldet! Werdet nicht untreu eurer Kirche, in deren Schoß ihr durch die Taufe gelegt seid, und verlasset nicht die Versammlungen! Haltet euch an Gottes Wort und stärket euch in der Gemeinschaft mit dem Herrn durch das Abendmahl! — Dann fügt sich von selbst ein Wort an wie dieses: „Wir hoffen, daß Mancher in der Tiefe seines Herzens spricht: »Herr Jesu, dir leb ich, dir leid ich, dir sterb ich; dein bin ich tot und lebendig! mach mich, o Jesu, ewig selig. Amen!« Aber wir wissen auch besser als ihr, wie viele Versuchungen und Anfechtungen euer warten, euch von Jesu weg zu ziehen. Darum können wir euch nur Gott in herzlichem Gebete befehlen." Das Gebet, das damit einsetzt und das von den Kindern in einem bittenden Gesang bekräftigt werden kann, leitet von selbst über zu der Einsegnung jedes einzelnen Kindes, die selbst den Charakter der Fürbitte an sich hat. — So geordnet wäre die Handlung befreit von Allem, was einem evangelischen Gewissen Anstoß erregen kann; und doch würde sie wohl kaum etwas von ihrer Feierlichkeit verlieren. Ich wünschte, daß praktische Geistliche, unter Anlehnung an die jetzt geltenden und an ältere Formen, Entwürfe für die liturgische Feier vorlegten. — Durch eine derartige Einrichtung der Konfirmation würde wenigstens eine Forderung erfüllt, die heutzutage von vielen Seiten unermüdlich erhoben wird, von Geistlichen, wie Stöcker und Mahling, von Gymnasiallehrern wie Marx, von Universitätsprofessoren wie Achelis.

Max Reischle

Das Rundbild der Chornische in der neuerbauten Jakobikirche zu Dresden

Läßt eine Gemeinde heutzutage eine Kirche bauen, so geht sie bei deren Ausschmückung nur zu oft den bequemen Weg des billigen Angebots, das ihr vom Dekorationsmaler, ja womöglich

durch den Architekten selbst gemacht wird. Dies ist im höchsten Grade beklagenswert, weil so der Kunst ein unschätzbares Feld für ihre Bethätigung entzogen wird. Durch Ausführung schablonenhafter Bilder und Figuren nach einer längst alles geistigen Gehaltes baren traditionellen Form wird so dem erschreckenden Rückgang der kirchlichen Kunst Vorschub geleistet.

Bedenken die Architekten, bedenken die maßgebenden Behörden nicht, welch hohe Verantwortung in ihren Händen liegt, welch gewaltigen Anteil sie an dem Rückgang oder Aufschwung der religiösen und monumentalen Kunst nehmen können? Fehlen die Geldmittel, so lasse man im Gotteshause lieber die der Kunst unbedingt zukommenden Stellen frei, bis hinreichend Geld vorhanden ist, statt sie durch den bloß geschickten Kunsthandwerker für immer profanieren zu lassen. Hier, wo sich der Erziehung zur Kunst so unendlich reiche Perspektiven und Möglichkeiten öffnen, schließe man den Künstler nicht von vornherein aus. Aber zweitens, man bevormunde ihn nicht allzu scharf. Man gestatte ihm nicht nur ein „Körnchen" Individualität in ein traditionelles, vom Kirchenvorstand „vorgeschriebenes" Gemälde zu legen, sondern fordere von ihm seine ganze Seele, seine tiefste, heiligste Auffassung des religiösen Lebens. Man verwehre ihm nicht, nach neuen Formen zu ringen, um diese Auffassung auf eine lebendige, zu allen Herzen sprechende Weise mitzuteilen.

Denn was begehren wir von einem bildnerischen Schmuck im Gotteshause? Gewohnte „Illustrationen" zu biblischen Geschichten, die über traditionelle Formen nicht hinauskommen und für unsere Zeit an geistigem Gehalt immer ärmer werden, oder aber den idealen Gehalt der Religion in irgend einer Form, sei sie nur ehrlich, überzeugend, eindringlich in die Erscheinung gebracht? Die Wahl der Motive überlasse man möglichst bedingungslos dem Künstler. Nicht als ob dieser dabei in stolzer Selbstüberhebung den Rat des Pastors geflissentlich meiden müsse: im Gegenteil, wenn sich die rechten Leute zusammenfinden, so kann ein geistiger Austausch für beide Teile herrliche Zeiten hervorrufen. Aber der Künstler weiß am besten, was sich durch bildnerische Augensprache darstellen läßt. Er wird wohl stets auf Vereinfachung, Beschränkung dringen und statt dreier Motive lieber ein einziges wählen: das aber erschöpfend und wuchtig.

Ein Kirchenbild soll nicht lediglich „kirchlich" (gewissermaßen „liturgisch") wirken; es muß, um alle Herzen zu ergreifen, im tiefsten Sinne religiös sein. Unsre Stellung zu Gott ist eine persönliche und wir möchten das im religiösen Bilde spüren.

Die Jakobigemeinde zu Dresden hat das fünfteilige Rundbild ihres neuen romanisches Zentralbaues*) zwei jüngern Künstlern übertragen, Fritz Philipp Schmidt**) und Ernst Paul Hermann. Der Stoff war ihnen freigestellt worden. Um das selbst gewählte Motiv „Der Zug zum Kreuz" darzustellen, haben sie die fünf durch Säulenbündel getrennten Felder um den Altar als Einheit aufgefaßt. Die am Altarraum gedämpften Beleuchtungsverhältnisse bedingten die Anwendung von Goldgrund, dessen Glanz zu noch feierlicherem Eindruck durch Silberstrahlen gesteigert wurde, die vom Mittelfeld ausgehen und von nicht geringer „zusammenfassender" Wirkung sind.

Den Mittel- und Höhepunkt aller Felder bildet der Gekreuzigte, ernst und mit schmerzlich suchender Liebe hinausschauend in die Gemeinde. Was von dieser erhabnen Gestalt gilt, ist von allen übrigen zu sagen: äußere Schönheit suchen wir vergebens; eher neigt die Formengebung dem Herben zu. Ja, bei Nahbetrachtung (durch das Fernglas etwa) möchte man die Liebe noch sprechender ausgedrückt finden — allerdings welch eine Aufgabe! In Ausdruck und Typen sind Gebhardtsche Einflüsse erkennbar, deren Sprödigkeit noch mehr hätte überwunden werden sollen. Beiderseitig von dieser Hauptgestalt zwei ernste Männer, in denen sich das Ringen nach einem nicht traditionell toten, sondern mehr germanischen Typus offenbart: Moses, das Gewissen „Du sollst" und der „Jünger der Liebe", auf den hinweisend, der des Gesetzes Erfüllung ist. Am Fuße des Kreuzes ist in tiefster Zerknirschung ein Bettler zusammengesunken: der verlorene Sohn, in dem alle Sünde, alles sich Abwenden, auch aller absichtliche Zweifel dargestellt ist. Ihm gegenüber legt ein König demütig seine Krone vor dem Dornen-Gekrönten nieder.

Das rechte Mittelfeld zeigt als Personifikation des Glaubens in kühn vertrauender Haltung einen Ritter, die gefalteten Hände auf den Schwertknauf gestützt; Dürers Idee vom Ritter „trotz Tod und Teufel" ist hier mit Glück an Stelle der bekannten schwächlichen Allegorie, der traditionellen Frauengestalt, verpersönlicht worden. Dem Ritter zur Seite steht ein schlicht jungfräuliches Wesen, das wir Unschuld nennen müssen; schutzbedürftig folgen ihm der mit Ketten belastete Märtyrer, der die gefesselten Arme nach dem Erlöser ausstreckt, und die trauernde Wittwe.

Das linke Mittelfeld wird durch eine Gruppe beherrscht: die Darbringung eines Kranken, den die Mutter schmerzbewegt geleitet. Dazwischen als Vertreter der religiösen Dichtung ein Sänger mit der Harfe, dessen begeisterte Züge an Dante oder Rückert erinnern, und bescheiden in die Ecke gedrückt, dem Mittelpunkt am nächsten, ein altes liebes Mütterlein, eine von den „Armen im Geist".

Ueberall echtes Menschentum, Gestalten, vertieft und konzentriert in ihrem individuellen religiösen Empfinden und als solche ihr eignes Symbol. Ohne die Worte der Bergpredigt genannt zu haben, verstehen wir schon, daß sie den geistigen Kernpunkt, den Keim der bis jetzt beschriebnen Gestalten bilden, und das Johanneswort unter dem Bilde: „Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie Alle zu mir ziehen", konnte nicht treffender gewählt werden.

Ergreifende Innigkeit erreichen die Schlußbilder zur Rechten und Linken. Dort eine glückliche Familie, von der Arbeit heimkehrende Landleute. Der Mann, die Sense über der Achsel, führt sein kleines Töchterchen, dem noch von frohem Spiel eine Blumenguirlande über die Achsel hängt. Voll Dankbarkeit und Jubel hält die junge Mutter ihr Bübchen dem Heiland entgegen. Ein Schäflein drängt sich zwischen die beiden letzten Gestalten, eine ergänzende Charakterisierung des Ländlichen.

Unter dem freundlichen Schutz eines jüngern Engels wandert diese frohe Gruppe ihren Weg bergauf, während das gegenüberbefindliche abschließende Bild eine Kreuz tragende Familie zeigt: der Mann, offenbar ein Geistes-Arbeiter, trägt schwer unter der Last des Kreuzes, das leidensvolle Antlitz mit gläubiger Zuversicht nach dem Gekreuzigten emporgehoben. Sein Weib hilft ihm tragen, und der Blick treuer Sorge, den sie auf ihn wirft, offenbart den vollen Reichtum verständnisvoller opfermutiger Weibesliebe. Ein älteres Töchterchen ahnt schon etwas von dem großen Kummer, der auf den Eltern lastet; nur das kleine Bübchen mit seinem Freund, dem Pudel, dem treuen Hausgenossen einer echten deutschen Familie, trottet sorglos mit seinem Spielzeug dahin.

Mit den beiden Engeln, die die Glücklichen, wie die Geprüften leiten, haben die Künstler gezeigt, wie selbständig sie ihr Empfinden zum Ausdruck bringen konnten. Es sind Wesen von tiefer, verinnerlichter Symbolik, erhöhte Menschen, die ihr herbes Stück Erdenweh einst selbst getragen haben. Ein rechter Leidensengel schwebt über der Gruppe der Beladenen, noch sind auf seinem Antlitz die Spuren früheren Erdenleides sichtbar. In echtem Mitgefühl erfaßt er das Kreuz und heißt sie mutig tragen, während seine Linke den Kranz vorhält.

Wir haben hier ein neuzeitliches evangelisches Kirchenbild vor uns, das schlechthin vorbildlich sein dürfte, da es von starrer Konvention losgelöst, von tiefer religiöser Stimmung getragen und zugleich durchaus volkstümlich ist. Bietet es uns so einerseits eine neue selbständige, zu großer einheitlicher Stimmung verschmolzene Darstellung des religiösen Gefühls der Menschheit, die sich dem Gedanken des Baues würdig anpaßt, so haben die Künstler anderseits neben dem gedanklichen auch das dekorative Element nicht außer Acht gelassen. Den

*) Erbaut von F. Kröger, Berlin, dessen Entwurf mehrfach preisgekrönt wurde.

**) S. Chr. Welt Jahrg. 1900 Nr. 18, Besprechung seines Kirchenbildes zu Cölln und im gleichen Jahrgang Nr. 49 Besprechung seines Märchenbuchs.

von fern Hereintretenden grüßt und lockt das Bild der Chornischen als harmonisch frommer Einheitsklang. Zu den Nahesitzenden auf den vordersten Kirchenbänken weiß es gleich eindringlich zu reden und giebt bei ruhiger Betrachtung der Einzelheiten immer mehr von seinem seelischen Gehalt. Durch glückliche Gegensätze, deren geistiges Element wir bereits betrachtet haben, wird auch im dekorativen Sinne die Wirkung der Einzelfiguren erhöht.

Und die Künstler thaten recht daran, dem dekorativen Element eine große Beachtung zu schenken, denn erst durch seine Berücksichtigung kommt bei der Wandmalerei eine Stimmung erzeugende Gesamtwirkung zu Stande. So befremdend es klingen mag, auch die Kirchenmalerei hat, da sie Wandmalerei ist, in erster Linie, und zwar hier im besten Sinne dekorativ zu sein. Durch charakteristische Vertiefung wird das Dekorative vom bloßen Schmuck zum Monumentalen erhoben. Und hier in der rechten Weise vorzugehen setzt Grundsätze voraus, wie sie der unvergleichliche Puvis de Chavannes nach ernstem Studium der Sienesischen Schule formuliert und durch sein „Leben der heiligen Genofeva" im Pantheon zu Paris praktisch verwirklicht hat. Sie sollten heute wieder die Grundbedingungen für alle murale „Dekoration" bilden. Es muß eine dekorative Malerei erstehen, die sich harmonisch an die Farbe des Gesteins, an die Rhythmik der architektonischen Linien anschließt, und die aus der Natur durch strenges Ausscheiden des Nebensächlichen immer nur das Wesentliche herauslöst. Großzügig, wahr, eindringlich, aber niemals aufdringlich hat ein Bild zu sein, dessen Bestimmung es ist, während langer öffentlicher Zeremonien betrachtet zu werden. Kein äußerlich bewegtes, sondern ein nach innen vertieftes Leben soll sich dem Beschauer aufzwingen. Er soll nicht wie zu einem Fenster heraus auf das Leben und Treiben blicken, das er eben verlassen, sondern das Edel-Menschliche, Ewiggiltige, das der tiefere Mensch als starken Einheitsklang in diesem wechselvollen Treiben empfindet, in ruhigen abgeklärten Formen festgehalten sehen. Darum ist die Wandmalerei eine sehr hochstehende Kunst, zumal da sie auch klärend und reifend auf die übrige Malerei wirkt. Sie bedingt eine hohe Künstlerschaft, denn es gilt, tapfer auf bequeme und gewohnheitsmäßige äußere Einzelwirkungen zu verzichten, zu Gunsten einer immer überzeugenderen Ausgestaltung des Innerlichen.

Darum entziehe man die Möglichkeit solcher Bethätigung der Kunst nicht. Da jetzt glücklicherweise Kunst und Handwerk endlich Berührungspunkte gefunden haben und sich gegenseitig befruchten, so wäre es gleichfalls sehr wünschenswert, wenn junge Künstler unter Leitung eines tüchtigen Dekorationsmalers sich auch an der handwerklichen Ausführung dekorativ-ornamentaler Ausschmückung beteiligten. Statt unzusammenhängenden Stückwerks würde man dann eine harmonische Einheit schaffen. Die Aufgabe, die hier den Kirchenbehörden und einzelnen Pfarrern zufällt, ist so groß und herrlich sie steht allen edlen kunsterzieherischen Aufgaben so würdig zur Seite, daß man sich mit Recht fragt, warum ihr bisher noch nicht genug verständnisvolle Teilnahme gewidmet worden ist. A B

Eine sozialdemokratische Kirchengeschichte

Die Kirche und die Sozialdemokratie — es ist, als sei zwischen ihnen eine tiefe Kluft befestigt, die Niemand überspannen, noch weniger überbrücken könne. Was in der einen geredet und gethan wird, stößt bei der andern auf eisige Nichtachtung, und von Seiten der Kirche scheint man allen den feinen Regungen und Bewegungen, die in der Masse der Arbeiterpartei auf ein Neuerwachen und Neuerstarken des religiösen Sinnes hindeuten, ratlos, verständnislos, hilflos gegenüberzustehen. Ob man sich vor einander noch fürchtet, weiß ich nicht, auch nicht, ob man sich noch haßt. Mir scheint, und das ist mir ein viel fatalerer Gedanke, man ist gleichgiltig gegen einander geworden; man erwartet Nichts mehr von einander, weder im Guten noch im Bösen. Man überläßt sich gegenseitig der geschichtlichen Entwicklung und den großen Mächten, die in ihr thätig sind! Warum um eine Arbeiterschaft sich bemühen, wenn an den hohen Festtagen die Kirchen doch gefüllt sind! Warum gegen eine Kirche ankämpfen, die über kurz oder lang an der eignen innern Hohlheit sterben muß!

So ungefähr mag heute das Verhältnis von Kirche und Sozialdemokratie aussehen, und es ist kein erfreuliches Bild, das wir vor uns haben. Eine Kirche, die auf die religiöse Beeinflussung der arbeitenden Schichten unsers Volkes, d. h. vor allem der Lohnarbeiter, verzichten wollte, hätte in demselben Augenblick das Recht auf Existenz verloren; die christliche Gemeinde sänke im Umsehen zu einer Winkelsekte recht bedenklicher Art herab, und sowohl das Lukasevangelium wie der Jakobusbrief würden zu seltsamen Stücken im Kanon des Neuen Testaments. Aber auch die Sozialdemokratie würde eine Einbuße erleiden, wenn das religiöse Moment, das sich ja auch im Antikirchentum verbergen kann, dauernd unterginge. Was bleibt denn dann von der gewaltigen Arbeiterbewegung übrig außer den einfach materiellen Forderungen? Was diesen Kampf des vierten Standes, wie er ganz besonders und einzigartig auf protestantischem Boden gewachsen ist, so berechtigt und interessant macht, das ist ja eben das, daß es sich nicht nur um materielle Dinge, um einen bessern Stand am Futterplatz und größern Anteil dabei handelt, sondern überhaupt um geistiges Leben, Teilnahme an geistigen Gütern, an der Kultur, an der Kunst, letztlich auch um einen Kampf um die Weltanschauung. Das gilt nicht für Alle, die sozialdemokratisch wählen. Gewiß nicht. Aber für Viele gilt es, und sicher für die Besten aus der obersten Schicht der Arbeiter, für die Führenden im sozialen Kampfe. Auf diesen, die im Kreise ihrer Standesgenossen geachtet und anerkannt sind, beruht die Hoffnung für die Zukunft, auch die Hoffnung darauf, daß in den sozialen Kämpfen auch die idealen Güter, wie sie unsre deutsch-evangelische Kultur hat erblühen lassen, nicht vergessen werden und nicht verloren gehen. Darum ist es ein sehr bedenkliches Zeichen, wenn heute allgemeines Schweigen und stille Ruhe über diesem Kampf um die Weltanschauung herrscht, wenn Kirche und Sozialdemokratie sich aus dem Wege gehen.

Es gab eine Zeit, da ging es anders zu. Noch nicht zwölf Jahre ist es her, da wurde in Volksversammlungen über Glauben und Wissenschaft verhandelt, da nahm man den Zehn-Gebote-Hoffmann noch ernst, da ließ man sich von Pfarrern Vorträge halten und holte gegen sie sozialistische Akademiker zu Hilfe. Dann kam Egidy und warf mit seiner anziehenden Persönlichkeit eine neue Welle religiöser Sehnsucht ins Volk hinein. Theodor von Wächter gründete sein Sonntagsblatt und fand eifrige Leser in Arbeiterkreisen. Auf der andern Seite — lang, lang ists her — hatte der evangelische Oberkirchenrat den Pastoren die Fürsorge gerade für die arbeitenden Klassen ans Herz gelegt. Pastor Schall schrieb unter großem Beifall sein merkwürdiges Buch über die Sozialdemokratie und fand Wahrheiten in ihr neben Irrtümern. Göhre schilderte die drei Monate als Fabrikarbeiter, und als 1890 der Evangelisch-soziale Kongreß zum ersten Male tagte, durfte er der Aufmerksamkeit und der Zustimmung der Besten im Lande gewiß sein. Nur zwölf Jahre sind seitdem vergangen, und doch scheint jene Zeit durch eine Ewigkeit von uns getrennt zu sein. Die Stimmung ist eine andre geworden. Das Feuer, das damals in Vielen zugleich loderte und Viele verband, das zu freudiger Hilfe und lebendiger Anteilnahme drängte, ist auch in Vielen erloschen. Wir wollen hier nicht untersuchen, welche Gründe es gewesen sind, die die freudige soziale Gesinnung der ersten neunziger Jahre zum Erkalten gebracht haben, wir wollen nur feststellen, daß wir dadurch nicht reicher, sondern ärmer geworden sind. Nötiger als je brauchen wir Menschen, die sich mit ganzem Herzen an der Entwicklung der sozialen Frage, auch soweit sie Weltanschauungsfrage ist, beteiligen und den Riß, der zwischen Bildung und Besitz auf der einen Seite und der harten Arbeit auf der andern Seite besteht, mit ehrlichem Streben überbrücken helfen.

Diese Gedanken erweckte in mir ein schmales Buch, das Paul Göhre zum Verfasser hat, den einstigen Generalsekretär

des Evangelisch-sozialen Kongresses, der nun in den Reihen der „internationalen Sozialdemokratie“ gelandet ist. Das Büchlein heißt: Die Kirche im neunzehnten Jahrhundert*) und stellt sich als eine Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts dar. Es ist das erste Mal, daß sich ein Sozialdemokrat ernsthaft mit der Kirchengeschichte befaßt hat. Was man bis dahin vernahm, war in dem besten Fall nur eine Variation des Themas, das Goethe einmal in einer bittern Stunde formuliert hat: „Mischmasch von Irrtum und Gewalt“. Hier dagegen haben wir einen ehrlichen Versuch, auf wenigen Seiten, also in gedrängter Kürze, aber doch wissenschaftlich den Gang der Entwicklung in der christlichen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts darzustellen.

Ein Sozialdemokrat ist es, der diese Kirchengeschichte geschrieben hat. Um es gleich zu sagen, man würde es kaum merken, wenn man es nicht wüßte. Wenn nicht einige Versicherungen vorkämen, daß „der Schreiber dieser Zeilen“ ein erklärter und grundsätzlicher Gegner jeder bestehenden Form von Kirche sei, daß der Verfasser dieser Broschüre nicht kirchengläubig, sondern kirchenfeindlich sei, dann würde man auf einen temperamentvollen, wissenschaftlich gut unterrichteten Theologen als Verfasser schließen. Der Inhalt giebt nach einer geschichtlichen Einleitung, die einen Ueberblick über die Entstehung der drei christlichen Kirchen bringt, den ersten großen Hauptteil: die Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland. In klarer Anschaulichkeit, an der auch jedes Mitglied des Evangelischen Bundes seine Freude haben wird, zieht hier zunächst die Geschichte der Päpste an dem Leser vorüber von Pius VII. an, der das Papsttum in fast beispielloser Erniedrigung sah, bis zu Leo XIII., der, nachdem Pius IX. die dogmatische Reaktion als ein wundervolles Mittel zur Erlangung absoluter Macht angewandt hatte, nun das Papsttum zu einer Höhe des Einflusses erhoben hat, den es während seiner langen Geschichte niemals besaß. An die Geschichte der Päpste schließt sich die eigentliche Geschichte des Katholizismus mit seinen Konkordaten, dem Kulturkampf, dem Rückzug der preußischen und deutschen Regierung. Göhre schließt mit den Worten:

> Dem kolossalen Machtzuwachs, den das Papsttum im neunzehnten Jahrhundert in der ganzen Welt erlangt, ist der Macht- und Kraftzuwachs ähnlich, den die katholische Kirche in Deutschland in derselben Zeit erreicht hat. In ihr gilt ein Herrscher, eine Lehre, ein Recht, eine Kunst, eine Sprache, ein Gottesdienst, eine Diplomatie: also erscheint heute diese Kirche, hundert Jahre nachdem die französische Revolution sie vom Erdboden hinweg dekretiert hatte.

Nach einer kurzen Uebersicht über die orthodoxe (morgenländische) Kirche im neunzehnten Jahrhundert, bei der trotz ihrer völligen Erstarrung dennoch ein stetes Wachstum an Ausdehnung und organisierter politischer Macht konstatiert wird, wendet sich Göhre zu den protestantischen Kirchen in Deutschland. Da er sich hier wesentlich auf die schöne Arbeit von Erich Foerster: „Die Rechtslage des Protestantismus 1800 und 1900“ stützt und damit sichersten historischen Boden unter seinen Schritten hat, so genügt es, wenn ich die Hauptpunkte seiner Ausführungen angebe. Er schildert die Lage der evangelischen Kirche am Anfang des Jahrhunderts ohne alle rechtlichen Formen, und das Werden der Organisation, wie sie diese Kirche am Ende des Jahrhunderts hat, und wie sie diese Kirche erst zur Kirche, d. h. zu einer rechtlichen Verbindung gemacht hat. Die Einführung der Union 1817, bei der auch die religiösen Ursachen nicht vergessen werden, die Zeit Friedrich Wilhelms IV., die Gründung des Evangelischen Oberkirchenrats, endlich der Ausbau der Kirchenverfassung in den Jahren 1873 bis 1876 werden genau und mit vielen Einzelheiten dargelegt. Auch hier kommt Göhre zu dem Schlusse:

> Auch (die evangelische Kirche) hat sich, wie die katholische, in diesem Zeitraum als sehr lebenskräftig, in der Vorwärts-, nicht in der Rückwärtsbewegung befindlich erwiesen: denn es ist stets der Beweis ausgezeichneter Lebensfrische, wenn eine religiöse Gemeinschaft eine Kirchenbildung durchsetzt, auch dann, wenn es mit Hilfe andrer Mächte, hier des Staates, geschieht. Denn so freundschaftlich ihr der Staat dabei auch behilflich gewesen, so mißtrauisch und egoistisch verfuhr er ihr gegenüber auch. Auch das thut man nur lebendigen Kräften gegenüber.

*) Berlin W. 35, Verlag Aufklärung. 63 S. 30 Pfg.

Dieses Ergebnis findet Göhre bestätigt durch die Erfolge der großen freien Vereinsorganisationen, vor allem der Heidenmission, des Gustav Adolfs-Vereins und der Innern Mission, die er zum Teil mit Zahlen belegt. Den Evangelischen Bund und den Evangelisch-sozialen Kongreß, „der seinen Höhepunkt schon überschritten hat“, nennt er gleichfalls als Beispiele für das in der evangelischen Kirche pulsierende Leben.

In einer kurzen Schlußbemerkung weist er auf die allerdings unbestreitbare Thatsache hin, daß etwa in dem Maße, als die kirchliche Organisation an Einfluß gewonnen hat, die kirchliche, dogmatisch-traditionelle Gedankenwelt im neunzehnten Jahrhundert an Einfluß verlor. Die Kirchen haben also eine beträchtliche Einbuße an geistlicher Macht erlitten. Aber die Indolenz der Masse in kirchlichen Dingen, die Menge von Formen der Toleranz und des Entgegenkommens, über die die Kirchen verfügen, die Thatsache, daß man ein ernstes religiöses Bedürfnis außerhalb der Kirche heute nur schwer befriedigen kann, das Alles hält den Einfluß der Kirchen dennoch und trotz Alledem im Wachsen. Göhre belegt das mit den Zahlen der von 1875 bis 1884 getauften Kinder und kirchlich getrauten Paare, die in steter Zunahme begriffen sind, und schließt mit den Worten:

> Welch ein Aufschwung auch hier! Welch eine Anpassungsfähigkeit der Kirche selbst an ihr feindliche Zustände und Gesetze! Welch eine Lebens- und Entwicklungsfähigkeit von ihr! Und welcher bitter ernste Anlaß also, diesen Thatsachen entschlossen ins Gesicht zu sehen!

Ich hoffe, daß diese kurze Inhaltsangabe genügen wird, um dem Leser zu zeigen, daß das Büchlein wohl des Lesens wert ist. Daß dieser Versuch, in den Reihen der Sozialdemokratie Interesse an dem behandelten Gegenstand zu wecken, in unsern Tagen besonders erfreulich ist, habe ich schon hervorgehoben. Eins aber habe ich daran vor allem auszusetzen: eine Geschichte der christlichen Kirche ohne eine Geschichte der christlichen Frömmigkeit bleibt ein halbes Ding. Göhre lehnt es freilich ab, eine Geschichte des Christentums zu schreiben und hebt ausdrücklich den Unterschied von Christentum und Kirche hervor. Aber so scharf sind diese beiden Dinge nicht zu trennen. Wenn es wahr ist, daß jedenfalls in der Kirche auch im neunzehnten Jahrhundert Christentum gelebt und sich entwickelt hat, so gehörte seine Geschichte notwendig auch in die Geschichte der christlichen Kirche hinein.

Göhre mag aus persönlichen Gründen alle direkt religiösen und religionsgeschichtlichen Erörterungen bei Seite gelassen haben. Er wird sie seinen Parteigenossen bei andrer Gelegenheit darreichen.*) Wir wünschen ihm, daß er dann Vertrauen fände und williges Gehör, zwei Güter, die man in jenen Kreisen Jedem, der mit der evangelischen Kirche als solcher zusammenhängt, schier unbedingt verweigert. Rudolf Hermes

---

Verschiedenes

Friedrich Christoph Oetinger. Ein Lebens- und Charakterbild aus seinen Selbstbekenntnissen und Schriften entworfen von Jo-

*) In welcher Form Göhre dies thun wird, ist aus seinem Aufsatz in den Sozialistischen Monatsheften, April 1902: Das religiöse Problem im Sozialismus zu erkennen. Er weist es dort als eine Verdächtigung zurück (Monatshefte, Februar), daß er beabsichtige, die sozialdemokratische Partei zu christianisieren. Sondern wie schon die bisherige Sozialdemokratie „mindestens so stark christlich beeinflußt sei, wie nur eine moderne Kulturbewegung sonst“ (S. 274), so erwartet er, daß in Zukunft die Wechselwirkung beider Mächte „eine noch viel mannigfaltigere, notwendigere und fruchtbarere“ werde (S. 275). Deshalb sei das religiöse Problem eine Lebensfrage für den Sozialismus, es müsse „gelöst werden bei Strafe einer Stockung der Propaganda“ (S. 276). Und deshalb habe gerade er bei seiner Vergangenheit die besondre Aufgabe und Pflicht, an dieser Lösung mitzuarbeiten. Im Juliheft derselben Zeitschrift ist dann von ihm ein weiterer Aufsatz, Materialismus und Religion, erschienen, worin er in eben diesem Sinne versucht, eine andre Stellung seiner Partei zu den religiösen Fragen herbeizuführen. D H

hannes Herzog. Calwer Familienbibliothek Band 55. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung 1902. 1,50, geb. 2 Mk.

Ein kühnes Unternehmen, Oetinger für eine Familienbibliothek zu schildern! Denn Oetingers Leben ist zwar kein ruhiges Pfarrersleben gewesen: er ist durch mancherlei äußere Wechselfälle und Stürme hindurchgegangen, er hat Auseinandersetzungen und Kämpfe, mit Feinden und Verleumdern, auch mit seiner kirchlichen Oberbehörde, gehabt; aber die Hauptsache ist doch die innere Entwicklung des christlichen Menschen und Denkers. Sie hat denn auch Herzog vor allem zu schildern sich bemüht; er hat zugleich Oetinger als „eine Verfasserexistenz eigner Art" zu zeichnen und ein Bild von seiner Pfarr- und Predigtthätigkeit zu entwerfen gesucht. Eben darum ist auch zu hoffen, daß dies Büchlein auch außerhalb des Kreises, der sonst um die Calwer Familienbibliothek sich sammelt, seine Leser findet. Ich denke vor allem an Pfarrer, auch an Studenten der Theologie.

Oetinger, dessen zweihundertster Geburtstag dieses Frühjahr gefeiert wurde, verdient es, daß man sich mit ihm beschäftigt. Ritschl hat in seiner Geschichte des Pietismus (II, 2, S. 126) geurteilt, „Württemberg habe keinen genialeren Theologen aufzuweisen als ihn". Oetingers System, wenn man von einem solchen überhaupt reden kann, erscheint uns auf den ersten Eindruck als ein phantastisches Gemisch der verschiedensten Gedanken, naturwissenschaftlicher Anschauungen und Einfälle, spekulativer Ideen im Sinne von Jakob Böhme und Kabbala, biblischer Begriffe aus der alttestamentlichen, rationalistisch gearteten Spruchweisheit und aus dem neutestamentlichen Zeugnis von dem geoffenbarten Mysterium Gottes. Aber Herzog weiß zu verdeutlichen, wie sich in Oetingers persönlichem Leben und Denken alle diese verschiednen Elemente zu einer Einheit zusammenschließen, zu der umfassenden Anschauung: „Gott, das unauflösliche Leben, teilt sich in der Selbstbewegung der (gefallenen) Kreatur mit zu ihrer Erhöhung in seiner Herrlichkeit. Die Mitte dieser Selbstmitteilung ist Christi Sendung, Tod und Auferstehung. Das Ziel ist die Weltvollendung, welche den Spruch erfüllt: es sollen dir danken, Herr, alle deine Werke" (Ps. 145, 10). Aber auch an dem Menschen und Christen Oetinger wird es veranschaulicht, wie er aus einem unruhigen geistlichen Suchen und Ringen mehr und mehr zu „einer Einfalt höherer Potenz" hindurchgedrungen ist. Daher kann von einer Vertiefung in dies Lebensbild auch eine erbauliche, innerlich sammelnde Wirkung auf den Leser ausgehen. — Die oft fremde Gedankenwelt weiß Herzog durch ansprechende Auswahl aus Oetingers Schriften, durch Zitate aus andern Darstellern und durch moderne Parallelen uns nahezubringen. Zu diesem Zweck zieht er Goethe und Rückert, Kant und Eucken, Henry Drummond und Robertson, Hilty und Johannes Müller, Rothe und Ritschl, Auberlen und Oskar von Wächter heran. Sein eignes Urteil zeugt von umfassender theologischer Bildung, zugleich aber von großer Weitherzigkeit, Milde und Vorsicht gegenüber allem eigenartigen religiösen Leben. Die Kritik von Oetinger fehlt nicht; aber manchmal möchte man darin noch etwas bestimmtere Töne wünschen. Doch ist mit des Verfassers persönlicher Art nicht zu rechten: und auch das ist in Betracht zu ziehen, daß er seinem Leserkreis Rücksicht schuldete. Max Reischle

Restauration und Revolution. Von Dr. R. Schwemer. Leipzig, Teubner 1892. (Aus Natur und Geisteswelt, 37. Bdchen.) 151 S., geb. 1,25 Mk.

Diese sieben, sehr klar und in gehobner Sprache geschriebenen, Vorträge haben auf das Interesse der Freunde der Christlichen Welt in zwei Beziehungen Anspruch. Die eine giebt uns das Schlußwort des Verfassers selbst an die Hand. Es fällt von der Entwicklung, die er gezeichnet hat, ein Licht auf die alldeutschen und imperialistischen Tendenzen der Gegenwart. Er erinnert diesen gegenüber daran, daß das deutsche Reich mit einer solchen Politik einer Idee dienen würde, im Gegensatz zu der es sich überhaupt gebildet hat, und die der Bildung eines deutschen Nationalstaates von Grund aus geradezu feindlich entgegen gestanden hat. Diesen Gegensatz zwischen der Idee der Universalmonarchie des Heiligen Römischen Reiches wie der ähnlichen der Heiligen Allianz und den wirklichen Bedürfnissen und Ansprüchen der Nation in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bringen Schwemers Vorträge in der That vortrefflich zur Anschauung. Der Gegensatz zeigt aber seine ganze Tiefe erst darin — und das ist der zweite Gesichtspunkt Schwemers, der unser Interesse fordert —, daß es der Gegensatz zwischen der katholischen und protestantischen Staatsidee ist. Ich muß gestehen, daß ich hiervon nicht überzeugt bin. Gewiß werden wir Schwemer zugeben, daß der Gedanke der geistlichen Weltmonarchie der reinste Ausdruck des politischen Katholizismus ist, wir werden auch nicht verkennen, daß die Unterstützung imperialistischer Strömungen im heutigen Deutschland durch das Zentrum aus der Berechnung stammt, damit zugleich die Machtstellung der Römischen Kirche auszubreiten. Aber auf der andern Seite hat der junge deutsche Imperialismus doch eine Analogie in der Geschichte, die ganz andrer Art ist und mit wälschem und katholischem Wesen Nichts zu thun hat, nämlich den englischen Imperialismus. Derselbe verdankt seine Entstehung und Wirksamkeit zweifellos keiner religiösen, mystischen Idee, sondern er ist getragen durch Motive, die dem wirtschaftlichen Leben entstammen. Ich wünsche durchaus nicht, als ein Fürsprecher des alldeutschen Imperialismus aufzutreten, aber ich möchte aus Gerechtigkeitsgefühl der Gleichung widersprechen: Die Universalmonarchie des Mittelalters ist katholisch; auch jetzt gehen schwärmerische Tendenzen auf eine Universalmonarchie: also sind auch diese katholisierend. Die imperialistischen Ideen, wie sie etwa von Naumann vertreten werden, geschweige die, welche die neuere deutsche Politik verfolgt, sind doch wohl in ihrer Begründung wie in ihrem Ziel zu sehr verschieden von denen des Mittelalters, als daß sie sich so zusammen ordnen ließen. Uebrigens handelt es sich dabei doch selbst für die radikalsten Wortführer nicht sowohl um Ausdehnung politischer Macht als Selbstzweck, als um Sicherung der wirtschaftlichen Lebensmöglichkeit der Deutschen der Zukunft. Ich glaube also, daß das Recht der imperialistischen Bewegung (das ich hier weder anerkennen noch bestreiten möchte) abseits liegt von dem Gegensatz der Konfessionen, und daß es mit ganz andern Gründen zu bestreiten oder zu verfechten ist.

Mit dieser Differenz in der Beurteilung der Gegenwart hängt nun noch eine andre zusammen, die ich beim Lesen der Vorträge stark empfunden habe. Schwemer vertritt mit Wärme den Standpunkt, daß sich an der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts das Wort Schillers bewähre: es ist der Geist, der sich den Körper baut. Er sucht den Ursprung des neuen Deutschen Reichs in der deutschen Wissenschaft und Litteratur. Natürlich verschweigt er uns daneben nicht den Einfluß der preußischen Staatsnotwendigkeit und der wirtschaftlichen Entwicklung. Aber der Accent liegt auf dem erstern Faktor. Es thut wahrhaft wohl, in unserer Zeit eine so ausgeprägt idealistische Geschichtsbetrachtung geübt zu sehen. Aber eine andre Frage ist doch, ob sie haltbar ist, ob der Verfasser nicht dem deutschen Geist, der Dichtung, der Burschenschaft, dem Paulsparlament, einen zu großen Anteil zuschreibt. Ich habe den Eindruck, als ob dies der Fall sei.

Indessen ich sage das nicht, um dem Verfasser einen Vorwurf zu machen. Im Gegenteil, ich habe mit Respekt und lebhafter Freude die gradlinige Durchführung seiner Geschichtsbetrachtung verfolgt. Es ist heute Mode, auf die wirtschaftlichen Faktoren Nachdruck zu legen. Darin, daß Schwemer das nicht mit macht, sondern sein Augenmerk auf ein Stück Geschichte des deutschen Geistes richtet, erweist er sich als Charakter. Und darin vor allem liegt das ungemein Anziehende und Packende seiner Darstellung. Die Geschichte ist nicht nur Kampf um den Futterplatz, sondern das Ringen von Ideen. Und was die Geschichte macht, sind zwar nicht allein, aber doch wesentlich die Persönlichkeiten. Prächtig hat Schwemer die Gestalt Ernst Moritz Arndts und Friedrich Harkorts herausgearbeitet, und mit die glänzendste Parthie seines Buchs ist der Nachweis, wie in der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV das ausschlaggebende Hindernis für die Einheitsbewegung lag, die von der Paulskirche ausging. E F

Das Glaubensgericht. Ein Zeitbild aus dem Hannöverschen in fünf Akten von Christian Ludwig. Bremen, Schünemann 1902.

Offner Brief an die mecklenburgische Landeskirche. Geschrieben von Fritz Bredow. Leipzig, Eugen Diederichs 1902. 60 Pfg.

Zwei symptomatische Schriften; die eine aus der lutherischen Landeskirche Hannovers, die andere aus der Mecklenburgs. Es ist leicht, über sie den Stab zu brechen, ihre Uebertreibungen und Verkehrtheiten im Einzelnen hervorzuheben. Aber damit wird man ihnen nicht gerecht. Ihre Existenz ist ein Zeichen der Zeit. Man fühlt, daß sie mit blutendem Herzen geschrieben sind. Vieles mag darin ungereimt sein, aber sie sprechen doch Wahrheiten aus, die betrübend sind; sie lassen den, der sich nicht von vornherein ihrem Eindruck verschließt, empfinden, daß es in jenen Landeskirchen nicht so steht, wie es dem evangelischen Christentum gemäß ist.

Die erste Schrift stellt die Absetzung des Pastors Weingart durch das hannoversche Landeskonsistorium dramatisch dar. Der Schauplatz ist Osnabrück, im vierten Akt führt uns das Glaubensgericht in die Residenz. Die fingierten Namen sind sehr klare Veränderungen der wirklichen Namen. Die Mitglieder des Glaubengerichts figurieren als Oberkonsistorialräte Dunkelbach, Eulenhorst, Mülheim und als Präsident Volkmer. Den Osnabrückern wird jeder Name der dort Beteiligten sofort verständlich sein. Die unheilvollen Fäden, welche sich dort allmählich über dem Haupt des Pastors Weber zusammenziehen, werden vom Welfentum, das seine nationale Gesinnung haßt, vom Ultramontanismus, der seinen eigenen Interessen durch Förderung des engen Konfessionalismus dient, und von antisozialer Gesinnung, die überall revolutionären Geist wittert, gesponnen. Das Konsistorium aber wird von einer Orthodoxie beherrscht, die das Ziel in dem Buchstabendienst der Bekenntnisschriften sucht. In der verhängnisvollen Sitzung nimmt sich der Ankläger, Oberkonsistorialrat Mülheim, des verklagten Pastors gegen die Kollegen und den Präsidenten an. Diese figurieren als die schlimmsten Eiferer und Dunkelmänner, immer wieder rufen sie dazwischen: „Christus ist leiblich auferstanden!"

Von Uebertreibungen abgesehen, läßt sich nicht leugnen, daß das Drama ganz leidlich geschrieben ist. Sein Gang ist nicht ohne Spannung, es erhält das Interesse von Anfang bis zu Ende. Ob es aufgeführt ist, weiß ich nicht; ich kann mir denken, daß es vor einer interessierten Zuhörerschaft Eindruck machen würde. Der Verfasser ist nicht Theologe. Es ist daher charakteristisch, wie er die theologische Kontroverse versteht, die zu der Absetzung Weingarts führte. Bekanntlich hat dieser in seiner Osterpredigt die sogenannte objektive Visionstheorie in Betreff der Auferstehung Jesu vorgetragen. In unserm Drama heißt es einfach: Christus ist im „Lichtleibe" auferstanden. So verkündet es Pastor Weber, das dünkt den freier gerichteten Mitgliedern der Gemeinde die Lösung des Rätsels zu sein.

Sie sagen, sonst liebten es die Herren „Pastöre“ (hannoversches Wort!) um das Wunder der Auferstehung herumzugehen; oder sie erzählten geheimnisvolle Dinge des übersinnlichen Wunders. Mit dem Worte „Lichtleib“ aber ist Alles klar geworden. Nur möchte man fragen, ob das nicht ein „übersinnliches Wunder“ sei? Unsere Zeit ist für dogmatische Begriffsfestsetzungen vollständig ungeeignet. Sobald es sich darum handelt, versagt der gegenwärtige Sprachapparat. Auch das religiöse Interesse hört auf. Man denke sich den gegenwärtigen Fall! Pastor Weber verkündet die Lehre: Jesus ist im Lichtleib auferstanden, er lebt und herrscht in übersinnlicher Weise. Nein, sagt das Konsistorium, Jesus ist in dem Leibesleben auferstanden, in dem er gestorben war. Dieses Leibesleben hat sich nun immer mehr „vergeistigt“, „verklärt“, bis das Lichtleben durch die Himmelfahrt vollkommen geworden ist. Soll man sich nun wegen dieser Differenz, wobei es sich im Grunde genommen nur darum handelt, daß die Orthodoxie vierzig Tage später das eintreten läßt, was andrerseits sofort postuliert wird, aufs grimmigste befehden? Wenn es geschieht, so wirkt dies auf den modernen Menschen geradezu etwas komisch, um so mehr, als man sich sagen muß: wer kann Dinge des Glaubens überhaupt begrifflich darstellen? Pastor Weber im Schauspiel spielt die Differenz in dieser Empfindung mehr auf das ethische Gebiet. Er meint, das Kirchenregiment bestreite der „Weltanschauung“ (!) der neuen Zeit die Existenzberechtigung, es protegiere eine „Religion der Weltflucht und Entsagung“. Er selbst tritt dem gegenüber auf stark rationalistischen Standpunkt, wenn er der Offenbarung Gottes in der Religion diejenige in den Werken der Natur, Kunst und Wissenschaft gleichsetzt. Was er darüber in der entscheidenden Konsistorialsitzung sagt, ist mindestens sehr anfechtbar. Gerade deswegen, weil die dramatische Handlung sich hier auf dem dogmatischen Problem aufbaut, wird der Leser den Eindruck nicht los, daß unsre Zeit das nicht ertragen kann. Freilich um so mehr ein Beweis dafür, daß die Absetzung Weingarts mit Unrecht erfolgte, und daß kein Konsistorium das Recht hat, durch juristische Anwendung der Bekenntnisschriften einen mit Segen wirkenden Geistlichen, der den lebendigen Christus seinen Herrn nennt, zu beseitigen. Würde das hannoversche Landeskonsistorium den in Sachen Weingarts beschrittenen Weg konsequent weiter verfolgen, so würde es die hannoversche Landeskirche in einiger Zeit in denselben geistigen Zustand bringen, in dem sich die mecklenburgische Landeskirche seit der Absetzung Michael Baumgartens befindet.

Es ist eine furchtbare Anklageschrift, welche Fritz Bredow mit seinem Offenen Brief gegen die mecklenburgische Landeskirche richtet. Da hat der arme Studiosus auf der Landesuniversität mit heißem Bemühen der Theologie obgelegen; aber die lutherische Dogmatik in ihrer orthodoxesten Fassung hat nicht in seinen Kopf hineingewollt. Es ist ihm klar geworden, daß er in das Amt niemals eintreten wird. Von der lutherischen Orthodoxie ist er zu Schopenhauer und von diesem zu Nietzsche übergegangen. Und da er nirgends Ruhe fand, trat er in ein Franziskanerkloster ein — ach, auch von da vertriebs ihn bald wieder. Es war ein Traum gewesen, daß da seine Wunden geheilt werden könnten. Und nun hat er sich verlobt, eine völlig neue Carriere kann er nicht einschlagen. Er will ins Schulfach übertreten, als theologische Examenarbeit für das Oberlehrerexamen wird ihm das Thema gestellt: „Der erste Artikel des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses in seiner Bedeutung für die Reformation und die lutherische Kirche unter Berücksichtigung der modernen Auffassungen vom Wesen des Christentums.“ Nun, der Examinand hat eine Arbeit geliefert, aber allerdings eine seltsame Examensarbeit! Eine wissenschaftliche Arbeit ist es nicht, aber der Erguß eines Herzens, das sich gegen dieses mecklenburgische Kirchentum aufbäumt und Wahrheiten ausspricht, die den Nagel oftmals auf den Kopf treffen. Der arme Mensch hat wohl einen Augenblick gedacht, der ketzerische Theologe könne im Schulfach Unterschlupf finden. Ach, das geht in Mecklenburg nicht, das mecklenburgische Luthertum herrscht in allen Lebensverhältnissen. Als Baumgarten abgesetzt ward, mußten die Sellin und Schulenburg — wirklich vortreffliche Menschen, tüchtige Theologen und Pädagogen! — bald auch aus ihren unschuldigen Schulstellen weichen. Es ist immerhin zu befürchten, daß durch den Schulunterricht Samenkörner der Ketzerei in kindliche Herzen gelangen könnten. Seitdem ists still geworden in den mecklenburgischen Pastorenkreisen, sie leben gemütlich und gemächlich, aber das geistliche Leben ist still geworden. Sie ruhen aus in ihrem behaglichen Glaubensbegriff. Der Verfasser sagt von diesem, er glaube wirklich nur, was er sehe, und entschuldige sich mit einem Glauben an Wunder in der Vergangenheit und eventuell in ferner Zukunft. — Man kann die kleine Schrift nicht lesen, ohne erschüttert zu werden. Der Protestantismus hat das Recht, die Art seines Glaubens in der größten Mannigfaltigkeit auszuleben. Wehe dem, der ihn daran verhindern will! Er tötet sein Leben und die ihm von Gott gegebene Eigentümlichkeit.

Teichmann

Wiesbadener Volksbücher. Auf diese prächtige, in Wiesbaden bei Heinrich Staadt erschienene Sammlung möchten wir nachdrücklich hinweisen. Der Pfarrer, der für seine Gemeindebibliothek gute Bücher sucht, der Hausherr, der das Gleiche will für sich, die Seinen, für Alle im Hause — hier findet er, was er sucht.

Einst habe ich in zwei Gemeinden Büchereien für Arbeiter und Handwerker begründet und habe da sehr viel minderwertiges Gedruckte aufnehmen müssen, weil das Gute für unsere Mittel unerschwinglich war. Heute hat mans besser: vor mir liegen die ersten 22 Nummern der „Wiesbadener Volksbücher“. Sie bringen vom besten Neuen und Alten, auf gutem Papier, mit klarem großen Druck und für unglaublich billigen Preis. Man höre: Riehls Stadtpfeifer, Roseggers Das zu Grunde gerichtete Dorf, Ilse Frapans Altmodische Leute, Erzählungen von Jensen, Hansjakob, Ebner-Eschenbach — jedes nur 10 Pfg.; Schriften von Theodor Storm, Wilhelm Raabe, Luise von François, Paul Heyse, sogar Gotfried Kellers urfrisches „Fähnlein der sieben Aufrechten“ für 15 Pfg.; für 20 Pfg. erhält man Dickens' Weihnachtsabend und für 25 Pfg. die Märchen von W. Hauff und Melchior Meyers Sieg der Schwachen. Man verzeihe diese jahrmarktmäßige Aufzählung, aber die Namen und die Preise neben einander können in der That jeden begeistern, der auf dem Gebiete der Volksbüchereien sich einmal umgeschaut hat.

Eine Besprechung der einzelnen Bücher ist hier überflüssig; es genügt, zu sagen, daß fast durchweg gute und charakteristische Werke der erwähnten Schriftsteller dargeboten werden. Nur über ein Buch muß ich schelten: über „Die schwarze Galeere“. Das ist ja eine spannende und gar nicht üble Erzählung, und wenn der Herausgeber sagt, Wilhelm Raabe habe die geschrieben, dann muß mans ja glauben, aber der Raabe der „Alten Nester“, „Wunigel“, „Hungerpastor“ u. s. w. ist das trotz alledem nicht.

Das Allerbeste aber an den „Wiesbadener Volksbüchern“ ist, daß sie nicht extra „fürs Volk“ geschrieben sind, um ihm Religion und Patriotismus beizubringen. Dergleichen Zeug, das sich in unsern Sonntagsblättern und Gemeindebibliotheken so breit macht, wird hoffentlich gründlich durch die Wiesbadener Volksbücher verdrängt.

Und nun mögen die Leser der Christlichen Welt selbst mithelfen bei diesem Unternehmen und die Bücher kaufen und verbreiten. Gescholten haben wir alle genug auf schlechte Bücher, nun müssen wir gegen sie etwas thun.

Hillmann

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 32. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Schlesien (Schluß d. Berichts); Aus Schleswig-Holstein (Petition gegen Prof. Baumgarten) — Verschiedenes: Baptistengemeinden in Berlin und den Vororten; Fürstbischöfliche Toleranz.

Meine Verlobung mit Fräulein
Clara Krause,
Tochter des Herrn Oberrealschuldirektors Krause und seiner Gemahlin geb. Haeuber zu Oldenburg, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.
Bardewisch (Oldbg.), Aug. 1902
Lic. **Wilhelm Lueken,**
Pastor

Die **landwirtschaftliche Winterschule** zu **Bredstedt** in **Schleswig-Holstein** sucht für das kommende Winterhalbjahr vom 20. Oktober bis Ende März für den Unterricht in Deutsch, Geschichte, Rechnen 2c. einen **akademisch gebildeten Lehrer** (Theologen oder Philologen). Gehalt monatlich 200 Mark. Gef. Meldungen mit Lebenslauf, begl. Zeugnisabschriften und Photographie sind umgehend, spätestens aber bis zum 27. August d. J. einzureichen.
Bredstedt in Schleswig-Holstein, den 9. August 1902.
Dr. **Deißmann,**
Direktor

Lic. theol. **Horst Stephan**
Gymnasialoberlehrer
Hedi Stephan, geb. Mayer
Vermählte
Leipzig, Juli 1902

Hauslehrer

Philolog oder **Theolog** für einen Sextaner zum 1. September oder 1. Oktober nach einem Vorort von Dresden **gesucht.**

Zeugnisabschriften und Photographie bis 15. August an **Erwin Bienert aus Dresden-Plauen** z. Z. **San Martino** Südtirol Hotel Toffol erbeten.

Gutsbesitzer Nähe Berlins (Vorortsverkehr) sucht zum 1. Oktober cr. cand. theol. als **Hauslehrer** für 2 Knaben 8 und 11 Jahre alt. Gehalt nach Einigung, freie Station und Familienanschluß. Gefl. Offerten zu richten an Gutsbesitzer **Fritz Giese, Schönfeld** bei Werneuchen.

Ausschreibung

An der evang. reformierten Kirchengemeinde in Wien gelangt ehebaldigst die Stelle eines **Personalvikars** zur Besetzung. Mit derselben ist ein fixes Einkommen von Kronen: 3000 verbunden. Nebeneinkommen durch Religions-Unterricht voraussichtlich. Gesuche nebst Angabe von Referenzen, sowie etwaige Anfragen sind zu richten an
Das Presbyterium der ev. ref. Kirchengemeinde in Wien

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. P. Drews, Professor in Gießen; Lic. F. Niebergall, Pfarrer in Kirn; K. Teichmann, Senior u. Konf.-Rat in Frankfurt a. M

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

II. Jahrgang

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte Mk. 0.75

Postzeitungs-Nr. bei der Reichspost 5072, bei der K. Württ. Post 188

8. Heft. August 1902

Inhalt:

Notizen

Kinder in der Fremde. Psalm 121, 7 und 8. Von Pfarrer G. Eck.

Ein wundes Pünktchen. Von Lic. J. Jüngst.

Beiträge zur Ethik aus dem XI. Bande der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Von cand. min. H. Beckmann.

Die Praxis des Amtes und der Subjektivismus. Von Pastor Gastrow.

Kirchliche Chronik. Von Professor D. Baumgarten.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit namhaften Fachgelehrten

herausgegeben von

D. W. Bousset, Professor in Göttingen und **Lic. W. Heitmüller**, Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis pro Jahrgang (12 Hefte) Mk. 6.—. Einzelne Hefte Mk. —.80

Fünfter Jahrgang 1902

Heft 8. August 1902

Inhalt:

Das Messiasgeheimnis in den Evangelien I. Von Bousset.

Neues Testament. Johanneische Litteratur I. A. Echtheit und Personenfrage. Von Arnold Meyer.

Praktische Theologie. Predigt und Erbauungslitteratur. Von Otto Baltzer.

Praktische Theologie. Kirchenrecht und Kirchenverfassung. Von Frantz.

Dr. med. Lindtners Sanatorium

„Finkenwalde" bei Stettin

(Naturheilanstalt)

Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge

Prospekte frei

XVIII. Jahresversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Weimar, 22.—24. September 1902.

Montag, den 22. September Abends 8 Uhr: Konferenz des Centralvorstandes in der „Erholung".

Dienstag, den 23. September Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Centralverbandes in der „Erholung". — Nachmittags 4 Uhr: Abgeordneten-Versammlung des Weimarischen Landesvereins vom Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein, ebenda. — Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der Stadtkirche. Predigt: Pfarrer Paul Graue aus Berlin. — Abends 8 Uhr: Evangelischer Gemeindeabend im großen Saale der „Erholung". Ansprachen der Herren Kirchenrat D. Spinner-Weimar und Professor O. Schmiedel-Eisenach.

Mittwoch, den 24. September Vormittags 8 Uhr in der „Erholung": Generalversammlung, geschäftlicher Teil. — Vormittags 10 Uhr ebendaselbst: Generalversammlung, öffentlicher Teil. 1. Eröffnung durch den Präsidenten Herrn Prediger D. Kind-Berlin. 2. Offizielle Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag des Herrn Hauptpastors D. Grimm-Hamburg: Antike, buddhistische und christliche Moral. — Nachmittags 4 Uhr: Besichtigung verschiedener Sehenswürdigkeiten. — Abends 7 Uhr: Evangelischer Gemeindeabend in der „Erholung". Ansprachen: Diakonus Arper-Weimar, Pfarrer Burggraf-Bremen, Pfarrer Dr. Christlieb-Freistett i. Baden und Prediger D. Kind-Berlin.

Wohnungsanfragen bis 18. Sept. an Diakonus Arper, Weimar. — Festbüreau in der „Erholung".

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospect und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig-Plagwitz Friedrichstr. 7

Pension Friedland
Lauffen am Neckar
Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.
Prospekte zu Diensten

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier**, 93 rue Brancas, Sievres

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. **Illustr. Kataloge gratis-frko.**
Wilh. Rudolph, Giessen.

Sende portofrei Katalog und Muster von **Handstickereien u. Teppichen**, angefertigt von armenischen Frauen und Kindern.

Hermann Jähnichen,
Frankfurt a. M., Ostendstraße 13.

Jeder Dame wird als ein ganz vorzügliches Hilfsmittel zur Erlernung und Ausübung der Schneiderei empfohlen: das bereits in **6. Auflage** erschienene **Viktoria-Lehrbuch der Damenschneiderei zum Selbstunterricht** mit Original-Zuschneide-Tableau. **Preis 1,50 Mark.** Gegen Einsendung von 1,60 M. (auch in Briefmarken) oder unter Nachnahme direkt zu beziehen von **Otto Laucks**, Versand-Buchhandlung **Leipzig.** Dieselbe Firma liefert für je 1,60 M.: Die 3 neuesten Rockschnitte, die 3 neuesten Blousenschnitte, die 4 neuesten Aermelschnitte, die 3 neuesten Jackettschnitte, die 4 neuesten Boléroschnitte, alles mit Mode-Bildern; die neueste Empire-Kleid-Grundform 1,00 M.; den neuesten Schlepprockschnitt 1,00 M. Komplette Schnittmustermappe für Brautwäsche-Ausstattung 2,50 M. Komplette Mappe für Damengarderobe 2,— M.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg